

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Bundschuh-Hauptmann Joss

Jacques, Norbert

Berlin, 1936

Vierter Teil

[urn:nbn:de:bsz:31-392376](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-392376)

Vierter Teil

In Clewis Wirtschaft, am Kloster in Derdingen bei Bretten, wartete Nebenkönig auf Jos, Veltin und andere Anhänger, als der Wirt am späten Nachmittag einen Adeligen zu Nebenkönigs Tisch geleitete und sagte:

„Das ist Jossens Mann, Herr Junker Stefan!“

Der Junker ließ sich nieder. Lachend sagte er: „Scheint's Jos traut der Raß noch nicht recht seit seinem ersten Bundschuh hier im Land und wartet die Dunkelheit ab, um zu kommen.“

Aber da stand Jos schon in der Stube. Er war durch die Tür neben dem Kachelofen von hinten herum eingetreten. Fast zugleich rief draußen das stark Pferd auf, das Jossens Nähe witterte, und war auch Veltin da mit andern Männern. Keiner war bauernmäßig gewandet. Es waren Leute, die von Ort zu Ort über die Landstraße lebten und für ihren Beruf das Ausschreien nicht nur im Mund, sondern schon in ihren Kleidern hatten, und wenn der Junker aus dem Schloßle sonst auch eine Ausnahme machte, so bezog diese nicht auch die Kleidung mit ein. Denn die trug er so papageienbunt wie die andern. Vom Krieg her, in dem er in Frankreich Hauptmann gewesen, hatte er diese Gewohnheit beibehalten.

Der Wirt geleitete die Gesellschaft in einen saalähnlichen Raum im ersten Geschöß.

„Was für Nachrichten, Nebenkönig?“ fragte Joß.

„Ein Sackvoll!“

„Von der Elß?“

„Nicht viel. Ist in Freiburg niedergelassen blieben. Da ist sie weniger in Sicht als in Lehen. Aus dem Elß waren welche bei ihr. Wollen wieder mitmachen und erwarten Weisungen. Der Wirt aus Rosheim bei Zabern ist dabei und Leute aus der Schlettstadter Gegend. In Freiburg ist der Reichstag abgesagt worden, auf dem der Kaiser seine Besserungen für das Arm Volk durchzusetzen versprochen hatte. Die Stände wollten nicht. Es wär nir zu bessern. Es wär gut, wie es sei, sagen sie.“

Als Joß das hörte, bekam sein Gesicht einen Ausdruck der Besorgnis und des Zornes. Aber plötzlich hob er die Faust auf und rief in einer grimmigen Genugthuung:

„Das ist gut! Jetzt kommt es nur auf diese Faust an! Ja, das ist gut!“

Weltin sprang erregt von seinem Stuhl. Er ahmte die Bewegung Jossens nach, ballte die Hand zur Faust und schrie wie jener: „Das ist gut!“ Dann sah er sich in der Runde um. „Joß“, rief er, „das hast du gut gefunden! Wir haben nur einander zu erkennen, das eingenähte H.“ Er zeigte es in seinem Bruststuch. „Jetzt haben wir auch ein Wort und ein Zeichen; ich ändre es noch ein wenig. Wie biegen den Daumen in die Faust hinein, das gibt noch den Schein einer geheimnisvollen Andeutung, und

sagen dazu: Das ist gut! Ein Zeichen und ein Wort kann man im Fall der Gefahr ungeschehn machen und unsichtbar. Es ist sicherer als ein Buchstabe.“

„Großartig!“ bestätigte der Junker Stefan und machte ein paar mal das Zeichen. Auch Josß fand es gut, und sie stellten sich alle auf, ballten die Faust, indem sie den Daumen hineinbogen, und riefen feierlich zusammen: „Das ist gut!“

„Ich hab noch andres zu berichten“, sagte Nebenkönig. „In Bühl über Offenburg hat ein Bauer namens Bastian Gugel offen mit dem halben Dorf unter den Augen des Vogts den Bach ausgeffscht und gesagt, der Bach sei kein Bannwasser. Er ist Allmend' und gehört uns allen. Tags drauf sind sie von der Fronarbeit weggelaufen, ob'schon ein Gewitter das trockene Heu, das sie für die Herrschaft aufladen sollten, bedrohte. Sie machen Revolution gegen den Markgrafen und den Vogt, und die Arm Leut im Tal, in Kappelwindeck und Altschweiler machen mit.“

Josß knurrte glücklich. Veltin schlug auf den Tisch. Der Junker lachte voll Genugtuung. Alle sprachen durcheinander.

„Und aus Ungarn“, schrie Nebenkönig seinen höchsten Trumpf aus, „ist ein Bericht gekommen, daß sich fünfzigtausend Bauern zusammengetan und ihre Adeligen erschlagen haben, ein Stück achthundert von den Herrgottslumpen . . . Und das Remstal im Württembergischen hinter Stuttgart ist auch im Aufstand. Der Herzog hat an Stelle einer neuen unerlaubten Steuer eingeführt,

daß die Bauern mit leichtern Gewichten auswägen müssen, so daß ein Pfund kein Pfund mehr war, sondern weniger, und was drüberging, gehörte also der Kasse im Rentamt. Da hat der Arm Konrad von Schorndorf vor einer großen Menge Volks in vielen Dörfern die Gewichte der Wasserprobe unterworfen, und die Gewichte sind nit schwimmen geblieben, sondern, wie ihr euch denken könnt, untergegangen, weil sie aus Kupfer und Eisen sind, das noch kein Mensch hat schwimmen sehn.“

Er grinste lachend. Josß sagte:

„Wenn der Wiß eine eisern Rute in der Hand verbirgt, ist er gescheit.“

„Sie haben den Herzog Ulrich aufs Haar erschlagen.“

„Und dann?“ drängte Josß von einer raschen Ungeduld ergriffen.

„Es läuft noch. Es ist noch nicht aus. Sie verhandeln mit den Spießern und Morgensternen in der Hand.“

„So geh ich hin!“ sagte Josß.

Velkin versuchte es ihm auszureden. Josß bestand: „Ich geh! Ich muß dies neu Ding, einen Aufstand mit einem Wiß zu machen, ansehen. Und so weit bis über Stuttgart hinaus haben wir den Bundschuh nicht gedacht. Wenn er nun aber selber sich auf den Weg zu uns gemacht hat, wohl, so ziemt es, ihm entgegenzugehn.“

Bei Tagesgrauen stand er bereits an der Mauer, die jäh in Weinbergen von der Enz aus zur Burg von Walzingen hinaufftürmte. Das Thor war geschlossen. Er ging aufs andere Ufer, suchte einen Wald auf und legte sich zum

Ausruhen hin. Am Nachmittag trat er hungrig in ein Wirtshaus ein, das an der Straße von Baihingen nach Stuttgart lag. Ein einsamer Mann saß drin. Der hatte einen Sack neben sich liegen, äugte zu Josß herüber, der, einen Gruß bietend, doch ohne sich weiter um den anderen zu kümmern, auf einen Stuhl am Fenster niederhockte. Es verging eine Weile. Von der Wirtschaft kam niemand. Aber auf einmal stand der Mann neben Josß und sagte mit gleichmütiger Stimme:

„Ihr trugt einmal einen Bart! Ums ganze Gesicht.“

„Weshalb auch nicht?“ fragte Josß lächelnd.

„Wir wollen lieber die Frage erörtern, weshalb nicht mehr?“

„Zut's“, sagte Josß gelassen und wartete auf einen Scherz.

Aber der Fremde sagte:

„Weil man Euch nicht erkennen soll!“

Josß war ein wenig erschrocken. War das ein Zufall oder war das eine Absicht? Er zwang sich zu einer gleichmütigen Antwort:

„Und weshalb soll man das nicht?“

Da leierte der Unbekannte im Ton einer Lektion herunter:

„Am 15. April 1502 wurde der Schloßbeck in Grombach gefangen und hat den Bundschuh des Arm Mannes im Buhrain und den Josß Fritz verraten, der ihn hatt' aufgemacht.“

Josß schaute entsetzt zu ihm auf.

„Ich hab da in diesem dicken Kopf ein Behalten, sag ich Euch, das ist so sicher wie daß der Teufel einen Schwanz hat,“ sagte der Fremde.

Wirre Vermutungen zogen in Josß zu Haus. Wer war dieser? Ein Spion? Wurde Josß bewacht? War er erkannt? Vielleicht das Wirtshaus umstellt? Wieder Verrat? Eingefangen wie in eine Mausefalle...? Er warf einen hastigen Blick durchs Fenster. Der Weg war menschenleer.

„Was wollt Ihr von mir?“ knurrte Josß ihn an.

„Nicht beißen!“ machte der andere wurstig.

Josß sah ihm feindselig und herausfordernd ins Gesicht:

„Was? Sagt's!“

„Euch zu erkennen geben, daß ich Euch erkannt habe“, antwortete der Fremde nun mit spielerischer Zunge. „Man stellt sein Licht nicht gern unter den Scheffel, und wenn man mit einem Behalten gesegnet ist wie dem meinigen und dazu sich der richtige Fürwitz gesellt hat, so hat man auch die Antwort auf eine gewisse Nachfrage behalten, die man einmal nach einem stattlichen Junker tat, was in einer Wirtshaus im Dorf Menzingen geschah, als man wieder auf dem Viehmarkt in Stockach sein Lotterholz spielen ließ und die Nacht im Stroh des Wirts von Menzingen verbrachte.“

„Ihr schwätzt!“ wehrte Josß unentschlossen ab.

„Ja, denkt! Das hab ich zum Beruf!“

Er hat den Mund so leicht wie der Veltin, sann Josß. Was soll ich tun?

Aber der andere sagte schon: „Ihr habt Euch meinen

Namen nicht so gut gemerkt wie ich den Eurigen. Ich hab mich Euch als Michel von Dinkelsbühl vorgestellt, und ich bin also der Michel von Dinkelsbühl, der mit dem Lotterholz und dem guten Behalten! Und mit dem Schwägen als Lebensberuf hat es seine Richtigkeit, weil ich davon lebe, daß ich die Dummen beschwäge, auf mein Wunderholz Geld und schöne Versprechen zu setzen. Wenn ich etwa auch Euch damit dienen kann . . . dort im Sack ist's."

„Lieber will ich wissen, ob Ihr nur mit mir schwägen, oder ob Ihr etwas andres wollt?“

„Vielleicht Euch noch sagen, daß ich etwa da steck, wo Ihr vorigen Herbst gesteckt seid.“

„Wie könnt Ihr wissen, wo das war?“

Josef fragte es mit versteckter Erregung.

„An einem Fähnlein, hinter dem keine Soldaten mehr waren.“

Da sprang Josef auf:

„Ihr!“ schrie er drohend.

„Macht's Euch nicht unbequem! Setzt Euch. Wißt Ihr's nicht? Noch gestern in Stuttgart hab ich's gehört. An der neuen Stiftskirche auf dem kleinen Platz stand einer und sang:

Doch der recht Hauptsacher entkam,
Josef Fritz, der's Fähnlein bei ihm hat.“

Euer Ruhm! Ich bin nur dem Armen Konrat bei Schorndorf im Remstal entronnen, da ihn der Herzog

Ulrich jetzt grausam zerschlagen will, und hab nichts gerettet als mein Maul und mein Lotterholz.“

„Das Maul könnt ich gebrauchen“, bemerkte Josß in einem Anflug von Galgenhumor. Er war nun beruhigt, ja mehr, er war geneigt, die Mitwirkung der Vorsehung in diesem zufälligen Zusammentreffen zu sehn.

„Zu Diensten“, antwortete Michel. „Ich vergaß mein Gedächtnis.“

„Gebt's mit in Kauf!“

Und sie gingen dann zusammen nach dem Schwarzwald zurück, und Michel wurde nun der Paladin Jossens, einer der betriebfamsten und erfolgreichsten Agenten. Sein leichtes Maulwerk hatte überall sofort Berührung und schuf Überzeugung und Anhang. Die seltsame Fähigkeit seines Gedächtnisses ersetzte eine gefährliche und schwierige Listenföhrung. Denn allmählich wurde die Zahl der Anhänger so groß, das Gebiet, über das sie sich verteilten, so ausgedehnt, daß die Föhrer nur noch einen Bruchteil ihrer Leute kannten. Da war der Landfahrer Michel mit seiner raschen und geübten Beweglichkeit und mit seinem absonderlich begabten Kopf der rechte Mann.

Er kam überallhin. Zwischen Zabern und Ulm, dem Bodensee und dem Neckar und im Rheinwinkel gab es keine Gruppe mehr, die er nicht persönlich kannte, nichts Wissenswertes, was nicht in seinem Gedächtnis aufgestapelt und bewahrt blieb. Die Rolle, die er in der Bewegung spielte, wurde immer bedeutender. Bald war er so etwas wie ein Generalsvikar des Josß. Während die

einzelnen Dörfer ihre Vertrauensleute, die Gauen ihre Hauptmänner hatten, umreiste er stets das Gesamte der Landschaft und hielt alles Wesentliche und Unwesentliche in seinem Kopf fest und geborgen. Sein Lotterholz schützte diese Tätigkeit vor Gefahren, denn es ließ ihn überall als einen Gaukler gelten, der nur darauf bedacht sein mochte, Pfennige zu sammeln und zu verkaufen.

*

Die Zeiten liefen rot an. Die Fehden, die in der Umgegend die einzelnen Herren gegeneinander spielen ließen, wie des Sickingen gegen Worms, des Geroldseck gegen den Herzog von Lothringen, mündeten schließlich in die Politik Frankreichs gegen Deutschland oder auch des Kaisers Maximilian gegen den französischen König Franz I., der im Kampf um die deutsche Westmark den Herzog von Lothringen zum Parteigänger gewonnen hatte. Unruhe und Unsicherheit, Blut und Brandschatzungen zerpflegten daraus die Landschaften, in denen Josß und sein Troß arbeitete. Josß wußte diese Zeiten gut zu deuten und zu nützen.

Er verstand, daß in der Bewegung, die er vorbereitete, in der Masse der kleinen Leute sich überhaupt die einzige Kraft sichtbar machte, die eine Änderung versprach.

Noch ein anderer Zug von Kräften lief in Josßens Richtung. Die Verwüstung der Landschaften und Städte, der Gewerbe und des öffentlichen Lebens durch die unaufhörlichen Kriege hatten schon an der Wende des sechzehn-

ten Jahrhunderts eine starke Arbeitslosigkeit mit sich gebracht, und die Menschen, die in der ersten Generation aus Notdurft heimatlos geworden und ins Betteln geraten waren, taten das nun als Beruf. Ein übergroßer Teil der Bevölkerung Deutschlands lebte in diesen Jahrzehnten auf der Straße.

Außerhalb jeder Kontrolle, verwildert, von Lasteren gesüttelt, meist namenlos und hinter Kennzinken verborgen, liefen und irrten sie umher. Es waren Gesunde und Pestkranke, Kinder und Erwachsene. Sie bettelten als Pilger und Gebrechliche, als Schwindler und als Räuber. Entlassene oder entlaufene Kriegsknechte gesellten sich ihnen zu, und Abenteuerer, Gaukler und Musikanten vervollständigten die scheußige Zusammensetzung dieser jeder Zucht und Verantwortung baren Masse, in die sich auch bald die wandernden Studenten und Pfaffen einmischten, die sich bisher etwas Besseres gedünkt hatten.

Fürsorgeeinrichtungen gab es nur in geringem Ausmaß in ein paar reichen Städten, und den Versuch von Maßregeln, die das Treiben steuern sollten, beantworteten die Fahrenden durch den Zusammenschluß in Gilden, die je nach Bedürfnis sich trafen oder sich auflösten und die durch das ganze Reich gegen die Witmenschen, die unter eigenem Dach wohnten, einen unterirdischen Terror ausübten.

Die Verwaltungen waren machtlos, denn mit der wachsenden Masse glitten die Zügel den Herrschaften immer stärker aus der Hand.

In dieser undurchsichtigen Menge selber unsichtbar, setzten Josß und seine Genossen ihr Werk in Gang:

Da stand einer an der Kirche und schrie, er sei ein Hensker gewesen und wolle wieder ehrbar werden, und begann mit wilden Kutenschlägen sich zu reinigen, indem er schon die andere Hand nach dem Almosen ausstreckte . . . Da stand ein Weibsstück mit einem Leib wie ein Fuderfaß und war seit sechs Jahren schwanger, brauchte eine Wegzehrung, da sie auf Einsiedeln unterwegs war, um die Verzauberung ihres Körpers wegzubeten . . . Auf dem Markt zeigte sich ein Kaufmann, den die Ungläubigen gefangen und in Ketten gelegt hatten, und als er ein Gelübde getan, waren die Ketten gesprengt, und er konnte fliehen. Nun kam er dem Gelübde nach . . .

Da zog ein dicker Mann durch die Straße und schrie vor Schmerz an einer Wunde am Ellbogen, die er in jedem uneingesehenen Winkel erneut zum Bluten brachte . . .

Da zeigte sich einer und nannte sich Wolf von Salzburg, mit einem großen Nichtschwert in einer und einem Stein in der anderen Hand, und um den Pfennig aus dem Vorübergehenden zu locken, klagte er laut, er habe sein Weib im Jähzorn mit dem Schwert tosgeworfen und müsse das Sühnegeld für deren Familie zusammenbringen . . .

Da ließ sich überall ein Pilger mit einem erschreckenden roten Bart sehen, der den Hut voll mit Bildern behängt hatte, die Muttergottes, die vierzehn Nothelfer, die heilige Ottilie, und er hatte einen mächtigen Stoß bei sich, der

nach unten in einen großen Stachel, nach oben in einen alten Dolch ausging, bettelte mit dem Schrecken dieses Instruments und einem Sankt-Cyriakus-Brief . . .

Einer drückte sich in verschwiegene Ecken und erzählte heimlich, Zuhörer anlockend, er käme aus dem Venusberg und habe dort die Schwarze Kunst erlernt und sei imstande, zu zeigen, an welcher Stelle in der Stadt, an einem Turm, ein Schatz verborgen sei . . .

Manche gingen umher, schauten die Leute an und rückten dann mit einem Druckblatt unter dem Mantel vor. Da waren Bilder, Lieder, Schriften drauf, und es war gut, daß die Obrigkeit sie nicht sah . . .

Es waren auch nicht wenige, die plötzlich vor den Vorübergehenden in der Fallenden Sucht zusammenbrachen und großes Aufsehen veranstalteten und, kaum geheilt und beschenkt, um die nächste Ecke schwankten und wieder von der Sucht angefallen wurden . . .

Aber man sah auch biedere Greise mit langem, weißem Bart, arme Krüppel auf Krücken. Doch konnten sie ebenso gut mit Schleiern oder mit Wurmsamen und Theriak hausieren . . . Es waren hundert, Hunderte . . .

Und gab man sich mit ihnen ab, aus Furcht, aus Mitleid, aus Neugier, und hatten sie den Hälbling oder gar den Pfennig des guten Herzens in ihren Lumpen verschwinden lassen, so hielten sie einen noch weiter seltsam mit den Blicken an und machten eine Bemerkung über die Ungerechtigkeit der Welt, über das Elend, in dem die Niederen von den Großen gehalten würden, und bald

glaubte man weiter aus ihren Reden verstehen zu müssen, daß sich die Errettung schon unterwegs befinde, man solle vertrauen und . . . mittun . . . und sie zeigten geheimnisvoll bedeutsam auf dem rechten Armel eine heimliche Binde mit drei Schlingen überquer . . . ein neueingeführtes Zeichen der Bundesangehörigkeit . . . Denn diese Leute waren die Agenten des Josf. Aus den ersten drei, die Nebenkönig damals mit nach Freiburg und Billingen gebracht, waren jetzt dreihundert geworden.

Und wo zwischen Zabern und Ulm, zwischen Waldshut und Bretten zwei Bauern, die sich nicht kannten, auf der Straße, dem Markt oder im Wirtshaus zueinander stießen, da begannen sie, verstoßen an ihren Halstüchern neugierig, über das Wetter zu sprechen, bis einer bei dem andern das eingenähte heimliche H-Zeichen des Heils erblickt hatte und die Gespräche ohne Übergang vom Saatz, Dünger oder Erntewetter auf Josf Frikens Bundschuh überwechselte.

So ging ein reges, geheimes Weben zwischen dem Wasgenwald und dem Bodensee, dem Rhein und dem Neckar, und manchmal flog auf einem überlebensgroßen Schimmel ein Reiter durch und schien das Weben der einzelnen Landschaften in seinem Ritt zu einem einzigen zu sammeln. Dem Reiter wehte ein fremdländischer weißer Mantel mit schwarzen Samtstreifen geheimnisvoll nach, und die Sonne blitzte in einem Silberpfeil, der sein Barett durchstach.

Alle Wege dieses Schimmels und seines Reiters endigt

ten bei Josß Friz, und das war bald im Bauernhof im Kirnachtal, bald in einem Dorf an der Schweizer Grenze, bald in einem elsässischen Wirtshaus, bald bei Horb oder beim Clewi-Wirt in der Brettener Gegend und bald im Schwäbischen oder im Hegau.

Wo Beltin und Josß aufeinandertrafen und sich in einem Wirtshaus hinsetzten, da ging es nicht eine Stunde, bis die Wirtsstube voll war. Es geschah, als eilten unsichtbare Geheimboten in alle Windrichtungen. Aber es waren in Wirklichkeit nur die Wirte, die umherschickten, denn die Hälfte der Wirte gehörte zu Fossens Bewegung. Wenn die Bauern dann kamen und sich mit den Führern und ihren Agenten zusammensetzten, dann flogen die Fäuste mit den verborgenen Daumen hoch. Dann donnerte es an die niedere Decke: „Das ist gut!“ Und schon in dem Zeichen, das ihre Gemeinsamkeit sichtbar machte, lag Mauth und lag das Bewußtsein von Macht . . . Dann wurde parlamentiert und gesoffen, und die Zukunft wurde aufgemalt mit Blut und mit Gold, und nachts waren sie von ihr so betrunken wie von dem Wein. Sie begannen Lieder zu singen, grölend, zu denen sie grinzend die Nasen verzogen, weil die Zeit mit ihren Umständen in diesen Liedern vorkam. Und Josß, schon schwer vom Wein, schrie:

„Die Herren haben sich von Gott freigemacht. Uns befreit drum Gott vom Gewissen. Wir stecken ihre Städte in Brand, daß Gott bis in den Himmel hinauf sehen soll, wie wir für ihn arbeiten!“ . . .

Es gab keine Klagen und Forderungen, keine Reformen

und Zins erleichterungen mehr. Es gab nur noch Umsturz. Was heut Staub auf dem Boden, müsse morgen Spitze auf dem Turm sein. Von innen heraus, von der Zelle aus, als die Gott den Menschen auf der Erde erschaffen hat, mußte das Neue werden.

Die Zuhörer gingen brüllend: „Das ist gut!“ ein über das andere Mal mit der Faust hoch, in die sie den Daumen eingebogen hatten, wie ein Geheimnis, und dünkten sich, im Besitz dieses Zauberspruchs, als die Besitzer der Zeit. Sie rappelten und klopfen polternd mit den Weintrügen, und Beltin schmiß dem Jos das Weib oder die Tochter des Wirts über die Schenkel oder auch nur eine gewöhnliche Landstreichermeße. Seit zwei Jahren lebte Jos inmitten der Gesellschaft der Dachlosen, in ihre Geseße, Sitten, ihr Klima eingefügt . . .

Und am nächsten Tag wiederholte es sich fünf Dörfer weiter, am übernächsten wieder fünf Dörfer weiter.

Tausende wissen von ihm, nach dessen Kopf die Obrigkeit seit fünfzehn Jahren vergeblich Jagd machen. Sie haben diesen so gierig begehrten Kopf zwischen sich. Er hat ihnen das Bild einer göttlichen Zukunft gegeben. Er hat ihnen ein Zeichen gegeben, an dem sie, einander festhaltend, ihr entgegenströmen. Es ist eine Beherung um ihn. Er geht mit geschlossenen Augen durch alle Gefahren. Er ist ein Zauberer! Er ist ein Held . . . eine Legende, die wahr ist. Auch Menschen, die nicht zu seinem Bund gehörten, würden ihn niemals verraten.

Er könnte es jetzt wagen, nach Freiburg und zu der

Els zu gehen, und ihm scheint es manchmal die Weichen nach ihr sprengen zu wollen. Aber er hat es bei sich geschworen: nicht bevor er den Tag sieht, an dem der Brand und die Erlösung aufgehen über dem Land! Und deshalb, und weil er weiß, welch tausandste und windzarte Kreatur seine kleine artige Agath im Kirnachtal ist, zart wie der Spiegel des Wassers . . . berührt er auch sie nicht, die von Welt und Leben nichts anderes mehr weiß — als ihn.

Aber mit den anderen Frauen, die Beltin ihm zuwirft und die aus und gelöscht waren, wenn er von seinen Ausschweifungen einschlieft, war es, als ob er nur seine eigenen Kräfte prüfen und betrachten würde.

*

X In Freiburg aber trug die arme Els ihren Leib zu Markt für sein Feuer und seinen Haß, für seinen Glauben und sein Werk. Beltin hatte es nicht bei dem einen gesügneten Versuch mit dem Schneider gelassen. Er brauchte ein nächstes Mal die Els, um sich das Maul eines Stadtbeamten zu sichern.

Beltin hatte erfahren, beim Rat sei ein Warnungsschreiben des Amtmanns von Badenweiler eingelaufen, in dem auf neue Umtriebe des Bundschuhs aufmerksam gemacht wurde. Um über den Inhalt dieses Briefes Genaueres zu hören, brachte er die Els mit dem Kanzleibeamten zusammen. Als das erledigt war, benutzte er sie, um über wichtige Leute der Zünfte den Gedanken des Bundschuhs erneut in diese Kreise zu tragen. Dann, mit

der laufenden Zeit, nahm er den Gedanken auf, schon jetzt sich für die Beschaffung von Schießwaffen vorzusehen. Mittel, sie zu kaufen, waren nicht vorhanden. Aber im Arsenal der Stadt lagen genug. Es mußte ein Weg zu diesen Handrohren und Musketen geöffnet werden. Es mußte in Beziehung zu den Waffenmeistern gebracht werden. Manchmal führte er ihr auch geheimnisvolle auswärtige Besucher zu.

Es bewohnte jetzt allein ein winziges Häuschen, das in dem Gassenviertel am Schwabentor lag. Es war ein finsterner Schluff und hatte nur zwei Kammern zu ebener Erde. Ihr war es gleich. Sie lebte ja doch nicht genau auf der Erde, sondern in einer Zwischenschicht von Unwirklichkeit und Übergang. Sie gehorchte dem Willen Belzins, den sie für den des Joß und den Gottes hielt. Aber sie befand sich in einem Zustand des Gemüts, in dem ihr dünkte, daß alles, was sie von sich sah und empfand, nur noch eine Hülle, ihre Seele aber, unerkennlich wo, auf der Flucht war.

Bei allen Männern, die kamen, um ihre Meldungen abzugeben oder ihre Berichte abzuholen, spürte sie das Verlangen, über den Auftrag hinaus bei ihr zu bleiben, und jedesmal kam sie dann Joß in einer Leidenschaft und Sehnsucht näher, die immer neue Schichten ihres Gemüts aufpflügte.

Sie lief aus dem Haus und der Stadt, wie von sich selber davon, hinaus in die Wiesen, die Acker, unter die Bäume. Die Rebärten standen in ihrer Blüte unter

einem sphärenhaft lockern, einem engelsamtigen Duft, aus dem ein Begehren nach Josß sie ergriff, das überweltlich ungreifbar war. Der Klotz des Bösen lockerte sich. Sie war bald im Münster vor dem neuen Altar, der letztes Jahr aufgestellt worden war, und verlor sich vor ihm in eine Andacht, die der Seele alle Schleusen öffnete. Auf dem Mittelbild stand auf engeldurchschlüpfen Wolken die heilige Maria, und Gott verzeihe der Els die Vermessenheit, sie glich ihr in ihrer Weiche und in ihrem Sichdarbieten . . . und die Augen der Els begleiteten auf dem Nebenbild die heilige Mutter auf der Flucht, auf der ein Engel aus einer Palme ihr artig eine Dattel reichte und der heilige Josef sie so umsorgte. Und auf einem dritten Bild tauchten die Augen der Els in das in himmlisches Licht gebadete Knäblein, und das selige Beschauen ging in ein Beten ein, das ihr wieder Kraft zu ihrem Märtyrertum herausschöpfte. Ja sie vermochte jetzt das Leid ihrer Seele als ein Opfer zu feiern, wie ein heiliger Märtyrer seine für Gott geschundenen Glieder.

So lebte sie diese Zeit der Schmach zwischen Unschuld und Untiefe. Josß blieb in einer immer gnadenhafter werdenden Ferne und Höhe über ihr erhalten, als ein Komet. Sie harrte darauf, daß er zu ihr niedersteige und sie erlöse und erhebe.

*

Ob die Inbrunst dieser Frau so stark war, daß sich ihre Wirkung über die räumlichen Entfernungen bemerkbar

machte, die zwischen ihr und dem Mann lagen, um den sie litt, sich bangte und mit Gott und mit sich stritt? Ob das Verspüren der Nothe, des Verlangens der Frau über den Raum hinweg es war, was Josf eines Tags auftrieb, sich nach Freiburg zu ihr zu wagen . . . ? Er hatte in Zurzach, einem Schweizer Flecken südlich Waldshut, ein Zusammen treffen mit einigen Vertrauensleuten und mit Schweizern. Denn noch immer hoffte er auf die Hilfe der Eidgenossenschaft. Zwischen ihnen überstiel es ihn, und mitten aus der Besprechung ging er und war auf einmal unterwegs nach Freiburg, ohne genau zu wissen, wie er zu dem Entschluß gekommen.

Er begann den Rhein hinauf auf Lörrach zuzuwandern und stieg um dieses herum gegen den Klost von Istein und das Rheintal, um über die Höhen ungefährdeter gegen Freiburg zu ziehen. Er kam über eine nackte Berghalde heraus. Nordwärts zeichnete die Burg von Röteln ihren gewaltigen Umriss in die flimmernde Frühjahrsluft. Es war die Burg, in der sein Feind, der Markgraf Philipp, herrschte und Jossens Freunde hatte hinrichten lassen.

Er sah wie von einer Klüfte in die Rheinebene hinab. Der Fuß der Klüfte war mit blühenden Kirschbäumen angeschwemmt, und die Blütenbäume waberten noch bis in die halbe Höhe herauf . . . Wie weiße Flammen, sann Josf, und hielt plötzlich im Weitergehen ein. Mitten in seinem Blick wechselten, in einer Magie der Einbildungskraft, die weißen Flammen in rote, die schneeigte Kühle in waldmendes Feuer. Die Erscheinung war so stark wie eine

Bisson, und die Flammen schlugen auf aus den Leibern seiner Freunde, die sich drunten im Boden der Ebene unter dem Schwert der Herren verblutet hatten: des Stüdlin, des Altvogts Enderlin und seiner drei Namensvettern und Verwandten, des Kilian, des Hauser, des Thomas Müller, des Humel, des Konrad, des Braun, des Weimann und all der andern von damals . . .

Ja, er stemmte sich nun gegen das Weitergehen und die Ausführung seiner Absicht und sagte laut in das Land:

„Wenn diese weißen Flammen auch für die Welt rote sind, dann ist mein Schwur eingelöst, und nicht einen Schattenstrich auf der Sonnenuhr früher!“

Aus dieser Kraft der Selbstüberwindung kam, mit einer wilden Genugtuung gepaart, eine Eier in ihn. Er übersah, nun ein völlig anderer, weithin das Land, bis zu den Traumbogen der Vogesen. Er öffnete hoch seine Hände drüber und krallte sie zu, als habe er die Macht, diese Weite aufzugreifen und ganz in seinen Händen einzuschließen.

Von dem Ungestüm dieses Gesichts war er so getroffen, daß er niedersank und zu beten und Blut zu schwitzen begann.

Er ging zurück an den Rhein, wo er von den anderen fortgeflohen war. Er traf sie noch in Zurzach an. Als er wieder das Wirtshaus betrat, in dem sie wohnten, hörte er schon im Hausgang wütende Stimmen streiten. Er eilte durch die Thür . . .

In einer Gemeinschaft, die so ausgedehnt und so von

gegenfälligen und verwilderten Elementen zusammen-
gesetzt war wie die des neuen Bundschuhs, gab es natür-
lich öfter Unstimmigkeiten. Die gefährlichsten bestanden
zwischen Beltin und Michel von Dinkelsbühl. Beltin
reizte das Ansehen, das der Landstreicher bei Josf genoß.
Er war eifersüchtig, und auch diesmal wie schon öfter
vorher waren es diese beiden, die miteinander stritten.
Das Erscheinen des Josf, so völlig unerwartet, schien sie
noch stärker gegeneinander zu erregen. Josf stellte sich hin
und hörte stumm zu. Er war, in der Hochstimmung, die
ihn hergeleitet, schmerzlich über den Zwist bekümmert.
Aber er folgte einer Erfahrung: Streitende unterbrechen
brachte nichts weiter als baldigen neuen Streit. Man
mußte sie bis zur Hefe gegeneinander austoben lassen.
Sonst waren sie nicht erlöst vom Druck, den sie unter dem
Arger oder Haß gegen den anderen empfanden.

Den Anlaß zu dem Streit hatte eine Bemerkung des
Beltin gegeben: Man hatte darüber verhandelt, welche
Leute zu den Brandsiftungen geeignet wären, mit denen
man die Städte und die Herren in Terror setzen wollte.
Der Gedanke war ja von Beltin ausgegangen, aber der
betriebsame Michel aus Dinkelsbühl behandelte ihn heute
so, als sei es sein eigener.

„Ich habe schon die Richtigen bestimmt“, sagte er.

„Was du die Richtigen nennst“, antwortete Beltin,
gereizt durch das selbstherrliche Verfahren mit einem
Gegenstand, den Beltin als zu seiner Domäne gehörig
betrachtete.

Michel tat, als überhörte er die Bemerkung.

„Um sie anzufeuern, hab ich zweitausend Gulden versprochen. Es sind elf . . . Laurents von Pforzheim, der Wolfen von Salzburg mit dem Richtschwert und dem Stein, ein Sündfeger, dann der mit dem roten Bart und dem Stachel und dem Dolch am Pilgerstab . . .“

„Alles Landstreicher, alles Lumpen!“ rief Beltin.

„Ich hab auch einen Bauern, der wird Feuer in Dreifach anlegen“, fuhr Michel fort.

„Das wird er nicht!“ schrie Beltin.

„Weshalb nicht?“

„Weil deine ganzen Agenten nichts taugen, da du nichts taugst. Wir alle arbeiten um Gottes Lohn. Du willst ihnen zweitausend Gulden zuschustern, damit du mit ihnen teilen kannst.“

Michel zog die Fäuste zurück und trat auf Beltin zu, und als dieser ausholte, um auf den Gegner einzuschlagen, fuhr Michel nach dem Messer, das er hinten im Hosensbund verborgen hatte. Aber da stand Jos zwischen ihnen und sah sie mit seinem strengen Blick an. Knurrend zogen sie sich auseinander.

Nachts war Beltin mit Jos allein und sagte ihm:

„Der Teufelsbraten mit dem Lotterholz wird der erste sein, der uns verrät.“

Und Jos antwortete mit einer schmerzlichen Ruhe:

„Unser Herr ist auch verraten worden.“

Die Uneinigkeit und der Haß zwischen Beltin und Michel begann bald, sich gefährlicher auszuwirken. Die

Gegensätze wurden so schroff, daß die beiden Widersacher an dem eigenen Bewußtsein ihrer Rechte nicht mehr Genüge fanden und Gefinnungs- und Parteigenossen um sich sicherten, auf die sie den Zwiespalt weitertrugen. Diese Zustände wühlten selbst die Umgebung des Hauptmanns selber auf. Sie liefen in Bespizelungen, Verdächtigungen und Verleumdungen aus. Die geringsten Anlässe wurden gleich beim Hals genommen. Wenn einer einmal übersah, das Geheimzeichen „Das ist gut!“ zu machen, wurde er vom Gegner mit Unduldsamkeit und bössartigen Unterstellungen verfolgt.

Zugleich damit machte sich der Zustand einer immer dringlicheren Unrast bemerkbar, der Drang zu einer beunruhigten Überhastung, als bestünde Gefahr, zu spät zu kommen . . . bis diese Geistesverfassung sich in einem Hang zu Gewaltthaten Lüftung und Rettung zu machen suchte. Das Gefühl der Nähe des Losgehens war die Ursache dieser Entwicklung. Im Ubereifer griff einer den Tatsachen voraus und zündete, ohne einen Auftrag dazu zu haben, das Städtchen Lahr an. Brandstiftungen in Pfarrhöfen kamen mehrere vor. Es konnte geschehen, daß Trupps von Bundschuhern durch Dörfschaften lärmten, die sich Beschwerenden brutalisierten, oder daß einer auf einen harmlosen Unbetheiligten zutrat und ihn anschnauzte:

„Kannst das Zeichen ‚Das ist gut!‘ nit mache?
Manche lernen’s nie, scheint’s! Da!“

Er schlug ihm eine an den Kopf.

„Jetzt kannst's dir überlegen. Aber 's nächste Mal wirft gehenkt, Sauhund!“

Den Behörden wurde der seltsame Aufruhr der Zustände bekannt. Aber sie sahen nicht in den Zusammenhang hinein. Sie gingen die Entwicklung mit Erlassen an:

Zusammenrottungen bei der Kirche zum Schwagen sind verboten . . . Es ist verboten, in geschlossenem Zug und mit Trommeln und Pfeifen auf eine Kirchweih zu ziehn . . . Versammlungen dürfen nicht abgehalten werden . . . Verboten, in fremde Kriegsdienste zu gehn . . . Waffen auf der Straße zu tragen' . . . Und sich näher schon an die Wurzeln der Zustände herandenkend, erließ man auch einen Befehl, der den Bauern verbot, ohne Erlaubnis des Vogts Geld aufzunehmen.

*

Joß war gefangener in sich selber als jemals. Er spürte in allen Fibern das Nahen der Ernte. Der Sommer 1517 war da. Weithin über die Länder war alles auf das Ende der Vorbereitung in einer geheimen Bewegung begriffen. Es war wie ein lebendiges Netz, das sich ununterbrochen und hastig im Verborgenen knüpfte und immer mehr Leute in seine Maschen einfing, sie immer dichter über die Landschaften zusammenwob.

Ende der zweiten Juliwoche erschien Joß unvermittelt und unbekannt in Krumpeters Wirtshaus in dem elsässischen Dorf Mittelbergheim bei Schlettstadt. In seiner Begleitung war Beltin. Joß trat auf den Wirt zu

und machte mit einer ins Feierliche gesteigerten Bewegung das Zeichen des Bundes. Wohl hatte der Wirt es im täglichen Gebrauch, denn in den Dörfern der Umgebung gehörte die Mehrzahl der Bauern dem Bund an und bestand unduldsam auf dem Erweisen des Zeichens der Zusammengehörigkeit . . . unduldsam, weil es ja auch das Zeichen ihres politischen Glaubens war. Aber vor der Eindringlichkeit, mit der dieser Fremde mit seinem „Das ist gut!“ vor den Wirt trat, bekam dieser im ersten Augenblick ein erschrockenes Bedenken, und als er seinem Gast in die Augen schaute, die Erkenntnis, wer der Fremde war.

„Der Hauptmann!“ machte er, vor Freude, Stolz und Hochachtung stotternd.

Es verging nicht eine Stunde, so war die Wirtsstube voll, und Josß ging von Bauer zu Bauer, und alle hatten an der Anwesenheit ihres Hauptmanns ein Gefühl des Glücks und der Seligkeit. Durch die ganze Nacht liefen und ritten die geheimen Boten, die seine Anwesenheit verkündeten, und fast unter den Augen des Bischofs von Straßburg machte er diese erste große Inspektionsreise, die für ihn zu einem Triumphzug wurde. Sie führte ihn zum Entschluß, die Aktion hier anzufangen . . . in denselben Dörfern, in denen noch die Kinder der Hingerichteten aus der Schlettstadter Revolution von 1493 wohnten und Haß und Widerstand aus dem Blut wuchsen, das der Boden empfangen hatte.

In den ersten Augusttagen war Josß von der Reise

zurück und stieg durch das Kirnachtal dem Hof des Kasbachbauern zu. Er war entschlossen, in der weltfernen Ruhe des Hofes seine geistigen Kräfte zum letzten Anlauf zu sammeln.

Hier warteten traurige Tage auf ihn. Agaths Gesundheit war immer zart gewesen wie ihre Erscheinung. Er fand sie bleich und verfallen im Bett, und als er halb zur Ermunterung, halb in Schrecken und Auflehnung ihr zurief: „Agath, was machst für Dummheiten!“, zog sie ihn zu sich nieder. Sanft, wie eine kranke Vogelstimme, flüsterte ihr Mund:

„'s ist schön, daß du noch gekommen bist. Gelt, hältst mich in deinen Armen, wenn ich sterb?“

„Weshalb willst gleich sterben?“ versuchte er zu scherzen.

„Ha, ich will ja nicht, ich muß!“

Da schlugen ihm die Zähne zusammen in dem Bemühen, das Weinen zurückzuhalten.

Drei Tage darauf starb sie. Sie hatte das dunkle Köpfchen an seiner schweren Brust, und sein großer Kopf hing über ihrem sachten Hinübergehn wie eine Wolke, die bereit war, mit ihr in den Himmel zu schweben.

„ . . . In Ewigkeit Amen!“ hauchte noch kurz vor dem letzten Augenblick ihr schon vom Tode berührter Mund . . .

„Mußt mich ein paar Tage allein mit mir lassen!“ sagte Josß zu Beltin, der gerade kam. „Die Agath ist tot. Ich muß mich erst wieder zur Welt zurückgewöhnen. Mir

ist, sie habe meinen Geist mitgenommen in ihr neues Land.“

Er lief in den Wäldern umher, bis sie begraben wurde. In dem Leben, das er so achtlos zwischen den fahrenden Leuten geführt hatte, war sie, die er nur mit seinen zärtlichsten Gedanken berührte, wie die stetige Versicherung der Kraft seines besseren Ich gewesen . . . Sie war in einem reinen Land der Seele ein Doppelgänger und eine Verkörperung der Eis gewesen. Weshalb wurde ihm durch ihren Tod dieses Loch ins Leben geschlagen? Hundert Weiber hatte er derb in seinen Fäusten gehalten. Sie lebten weiter, auf die es nicht ankam. Nur sein süßes himmlisch/irdisches Vöglein mußte von ihm in die ewige Heimat fliegen.

Nachdem sie begraben war, ging er wieder mit ihrem Vater und den Brüdern in den Wald arbeiten, bis er eines Tages ins Leben zurückkehrte, Veltin und Michel zu sich rief und sich wieder seinem Werk ergab.

Aber in dieser Zeit war eine Wolke am Himmel erschienen.

Michel hatte sich in Freiburg herumgetrieben, ohne daß er gerade besonders nötig dort gewesen wäre. Er suchte jedoch in der letzten Zeit öfter als früher die Nähe der Eis auf. Ihn dünkte manchmal, er sei an ihr vergiftet. Seine Sinne waren im Fieber, wenn er mit ihr in der kleinen Stube des Häuschens am Schwabentor zusammen war. Doch nie wagte er, sich zu erkennen zu geben. Er fürchtete Josf.

Aber an einem späten Nachmittag ging er in das Häuschen und meinte, heute werde er sich nicht fürchten. Schwägend bewegte er sich in dem Stübchen um sie herum. Weshalb umkreist er mich? fragte sie sich. Er kam so nah, daß sie durch den Geruch seiner Kleider die Wärme seines Körpers empfand, und rückte tänzelnd wieder von ihr. Er erhob die Hand gegen sie und ließ sie, wie ein Blatt auf dem Wind, wegflattern . . . Was sollte das? Sie suchte in sich nach einem Erkennen. Ein Erkennen kam nicht.

Auf einmal ging er, wie in einem Fähzorn, und kaum daß er ade sagte.

Er ging in die Herberge der Fahrenden und riß ein Frauenzimmer an sich, trank und stritt. Daraus entstand eine allgemeine Rauferei, und der Heinrich von Straßburg wurde dabei erstochen. Die Leiche wurde heimlich entfernt, damit nichts zu Ohren der Behörden käme.

Heinrich aber war der Mann gewesen, der den Auftrag hatte, Freiburg in Brand zu stecken, wenn der Bundschuh losginge, und so sah Michel sich genötigt, nach einem Ersatz Ausschau zu halten. Am nächsten Sonntag war Kirchweih in Bezenhausen. Michel ging hin, und als er dort mit seinem Lotterholz herumzog, geriet er an einen Bauern, der von Angehörigen des Bundschuhs schon bearbeitet worden war. Michel schwakte ihn nach seiner Gewohnheit an. Es war ein kleiner, armer Bauer, den Balthasar von Blumeneck in eines der Höfchen in Lehen gesetzt hatte, das 1513 den Kindern eines entwichenen

Bundschuhers abgenommen worden war. Der Ritter hielt ihn in der Steuerschraube, und der Bauer konnte kaum atmen.

„Spielen mußt“, sagte ihm Michel, der die Kenntnis seiner Sorgen aus ihm gelockt hatte. „Der einzige Weg, aus dem Geldelend herauszukommen.“

Der Bauer, der gern Karten spielte, fragte: „Wie mach ich das?“

„Hast einen großen Pfennig?“

„Naa . . . Woher?“ machte der Bauer erschrocken.

„Du hast Kredit bei mir“, sagte Michel. „Da, schau dir mein Holz an! Schau dir den schönen Heiland an, der in das brave Holz hineingeschnitzt ist. Kannst wählen, ob's auseinandergeht oder net, und wenn's das macht, was du gewählt hast, hast keine Schuld bei mir und kriegst einen Viertel-Dukaten drauf!“

„Und wenn ich verlier?“

„Ha, ich kenn mich doch aus. Solche Leut, mit Dhren wie deine, tun net verlieren! Bist ein Gewinner!“

Der Bauer fragte sich. Wie lang hatte er keinen Viertel-Dukaten mehr besessen! Aber schon gab ihm Michel das Holz in die Hände.

„Solls auseinandergehn?“ fragte er.

So sagte der Bauer ängstlich: „Nein, das solls nit.“

Da knotete Michel das Tuch über die Hände und das Holz und ließ dabei ungesehen die Geheimefeder spielen, die das Holz zusammenhalten sollte. Denn er wollte ihn gewinnen lassen.

Das Holz ging nicht auseinander.

„Junge, du hast einen Dufel!“ rief er bewundernd und meinte:

„Spielst gern, was?“ Und als der Bauer „Das schon“ nickte: „Hast jetzt schon den großen Pfennig und etwas drüber gewonnen. Versuch's noch einmal! Siehst ja, mit mir hast sauber Glück! Soll's auseinandergehn?“

„Das soll's!“ rief der Bauer, ermutigt durch seinen Erfolg.

Michel machte seinen Hofuspokus und ließ ihn nochmals gewinnen und zahlte ihm dann einen halben Gulden bar auf die Hand. Der Bauer kam sich wie verwunschen vor. Nun wollte er noch einmal. Aber Michel sagte:

„Erst heben wir einen beim Wirt!“

Und sie gingen auf den Festplatz und ließen sich einen Krug Wein vom Wiesenwirt geben. Es blieb nicht bei einem Krug, und nachher hatte er den Bauern so weit.

„Bier Dukaten auf die Hand kriegst, wenn du's Feuer machst. Räucher den Schweinen die Rutteln aus, die den Arm Mann nur halten, damit er für ihr Saufen und Huren arbeitet. Dann bist du den Blumeneck los.“

In den kommenden Tagen sah der Bauer die Sache immer nüchterner an. Er hatte ein wenig die Empfindung, er habe sich dem Teufel verschrieben, und gestand schließlich seiner Frau, was für einen Vertrag er eingegangen. Die trieb ihn sofort in den Beichtstuhl.

Der Nachfolger von Jossens Freund in Lehen war nun kein Pfarrherr Johannes, sondern ein kleiner Kopf, der

aus seiner Pfarre nichts anderes wollte, als täglich seinen Rangen sorglos füllen. Mit Gelärm und zornigen Höllen-Androhungen fiel er über sein Weichkind her und zwang es, mit ihm nach Freiburg zu gehen und dem Rat mitzutheilen, was er wußte.

Es fand sofort eine Geheimfugung statt. Man legte diese Mitteilung zu den Berichten über manche undurchsichtigen Vorgänge, die die Spione der Stadt seit einiger Zeit öfter brachten. Waren sie bisher zusammenhanglos erschienen, so bekamen sie an den Mitteilungen des Bauern einen Halt. Nun hatte man auch die Ahnung einer Erklärung für den unerkannt gebliebenen Fememord an dem Schneider Schmeerle, der ein Spion der Stadt gegen den Bundschuh gewesen war. Aber es wurde ein Beschluß gefaßt, daß man die Ereignisse in Lehen sich zur Lehre dienen lassen sollte, und man behandelte das, was man wußte, mit allergrößter Vorsicht und Heimlichkeit. Man gab nichts aus der Hand und schrieb dem marktgräflichen Amtmann zu Hochberg, dessen Mitwirkung als Nachbar man sich ja sichern mußte, folgenden vorsichtigen Brief:

„Wir bitten Dich aufs Fleißigste, du wollest angeichts dieses Briefs in eigner Person zu uns kommen und etliche Sachen, die uns und alle Ehrbarkeiten angehn, mündlich mit uns besprechen, da sie sich in der Schrift nicht gut mitteilen lassen.

Datum: Freiburg, Sanct-Afra-Tag 1517.“

Das war der 7. August.

Und mitten in diese Sorge hinein hagelte eine andere, und es hatte zunächst den Anschein, als ob beide aus derselben Wurzel kämen.

Ein Schnellbote brachte die Nachricht, im Elsaß sei ein Trupp Kriegersleute, sechshundert Mann stark, im Anmarsch auf Freiburg, wo er den 13. oder 14. August ein treffen könnte. Sie marschierten hinter zwei umgeschlagenen Fahnen. Genauer über die Herkunft dieser Leute war nicht zu erfahren, aber an dem, was der Bauer aus Lehen berichtet hatte, war man bereit, an einen Zusammenhang mit Bundschuhern zu glauben. Weil man aus Vorsicht die Beichte des Bauern nicht hatte bekanntmachen wollen, nahm man die Gelegenheit dieses geheimnisvollen Trupps wahr und schickte Warnbriefe nach Waldkirch und Billingen.

Josf hatte auf dem Hof im Kirnachtal gerade tagelang mit einem sich übersteigernden Eifer, in dem er sich von der kleinen toten Agath für sein Werk wieder freizumachen hoffte, mit Beltin und Michel die nahenden Dinge besprochen. Es war ein Kriegsplan aufgestellt worden, und diesmal hatte Beltins beweglicher Kopf die Strategie geliefert. Das letzte verunglückte Mal bei Lehen hatte Josf gemeint, er brauche nur willkürlich von einem Punkt fort die Bewegung sich ausströmen zu lassen, blind, vertrauensvoll, daß die Sache selber und allein aus den Dörfern die Helfer mitreißen würde. Diesmal sollte ganz anders vorgegangen werden. Von einem äußeren Rand im

Westen, den Vogesenhängen, und von einem äußeren Rand im Osten, und das war eine Linie quer durch den Schwarzwald, von Freudenstadt etwa bis Waldshut, gingen gleichzeitig die Scharen los und nahmen das Breisgau und Freiburg wie in den Zusammenfall von zwei Lawinen auf dem Talgrund.

Damit war die Masse des Bauernheeres in einem Zentrum um Freiburg gesammelt und bildete einen festen Kern. Der war wie eine mächtige Burg, von der aus sie nach allen Seiten ihre Sieghaftigkeit ausbreiten konnten . . .

Auf Mariä Geburt war Kirchweih in Zabern. Zabern war der Mittelpunkt des äußersten Randes im Westen, den der Bundschuh bearbeitet hatte. Die Kirchweih gab eine unauffällige Gelegenheit, die ersten Massen zusammenzuziehen. Auf der Schwarzwaldseite wurde das erste große Treffen auf den 26. September bestimmt und sollte auf dem Kniebis erfolgen.

So weit waren sie mit ihren Verhandlungen gekommen, die unter immer erregter werdenden Streitereien zwischen Veltin und Michel endlich abgeschlossen wurden. Da traf ein Schnellbote ein, den Nebenkönig von Breisach aus schickte, und brachte die Meldung über jenes Fähnlein mit sechshundert Mann und den Besorgnissen der Städte, sie könnten mit dem Bundschuh zusammenhängen.

„Ich weiß nichts davon“, sagte Josf. „Wird mit dem Bundschuh wohl nichts zu tun haben!“

Aber wie verlockend wußte ihm da Veltin die Gelegenheit vorzumalen! Welche Vorteile würde man gewinnen, wenn man dieses Wasser auf ihre Mühle leiten könnte . . . wenn man schon zum Anfang einen festen, kriegsgewohnten Truppenkern von sechshundert Mann hätte, denn es war doch klar, daß diese Leute aus Kriegsdienst entlassene Laufende Knechte und angespeichert mit Unternehmungslust seien.

Ja, da erkannte Josß die Größe dieser Sache. Sie erschien ihm bedeutend genug, daß er seine beiden wichtigsten Adjutanten gemeinsam mit der Aufgabe betraute, diesen Trupp für den Bundschuh zu gewinnen. Veltin und Michel sollten also zusammen gleich nach Freiburg. Nach erledigtem Geschäft sollte Veltin nach dem Elsaß weiter, um Josß zu berichten. Denn dieser wollte zusammen mit ihnen aufbrechen und in Schnellmärschen über Basel nach dem Elsaß machen. Michel wurde auf eine Rundreise durch den südlichen Schwarzwald beordert. Er hatte die Verbände einer letzten Beaufsichtigung zu unterwerfen und den Bescheid auszugeben, sich bereitzuhalten und auf den 26. September sich auf dem Kniebis zu versammeln. Er sollte dann an den Rhein kommen, diesen hinab bis zum Sundgau demselben Geschäft obliegen und zu einer Zusammenkunft erscheinen, die in dem elsässischen Dorf Mittelbergheim bei Schlettstadt zwei Tage nach der Zaberner Kirchweih, also am 10. September, zwischen Josß und den elsässischen Führern stattfände. Auf ihr sollte er Bericht ablegen. Zu diesem Datum hoffte Josß die

elßfäffischen Bauern schon auf die Seine gebracht zu haben. Als, nach der letzten Aussprache zwischen den dreien, Beltin und Jos allein waren, sagte Beltin:

„Ich brauch ihn nicht! Schick mich besser allein!“

Aber Jos meinte, beide müßten als seine bevorzugten Mitarbeiter an der Größe dessen teilnehmen, was ihnen aufgetragen worden sei. An dem Mitreisenden der Dinge, die bevorstanden, würde alles Persönliche zwischen ihnen wie ein trockener Wald im Sturm verbrennen, und es blieb dabei.

Und eines Morgens in aller Früh verließen die zwei gemeinsam mit dem Hauptmann den Hof des Kasbachbauern und begannen in den Nebel der Gefahren hineinzu laufen, die sich in Freiburg an dem Geständnis des Lehener Bauern zusammenbrauten. Aber es sollte sich bald zeigen, daß diese Gefahren bedeutungslos gegenüber denen waren, die Jos selber heraufbeschwor.

Er war, besessen von seinem Werk, von seiner Menschenkenntnis und seiner Klugheit im Stich gelassen worden . . . Beltin erfuhr über seinen Haß im Instinkt, daß eine so nahe Zusammenarbeit, wie sie Jos ihm und seinem Feind vorschrieb, zu nichts anderem als zu gefährlichen Entladungen führen konnte; aber er hatte nicht vermocht, Jos umzustimmen, und so zogen die drei einer Wendung entgegen, die über Nacht kam und ein Ausmaß annahm, wie es die Aussagen des Lehener Bauern nie hätten erwirken können.

Sie hatten das erste Wegstück auf Furtwangen zu gemeinsam zu machen, da Jos erst unterwegs südwärts

abbog. Der Weg kletterte zunächst steil an den Hängen des Schlegelbergs, und Veltin ging neben dem Pferd. Michels Sack mit dem Lotterholz hing am Sattel. Sie trennten sich dann hinter Böhrenbach am Fuß einer zweiten Steigung von Jof, und dieser sagte:

„Seid ihr oben, so trägt euch das stark Pferd beide. Aber so lang plagt's nit! Mit Gott!“ Und er machte das Geheimzeichen und schloß die Faust in eisernem Druck über dem Daumen, rief sein „Das ist gut!“ in trozigem Bewußtsein. Denn der Weg, den er antrat, war der Weg zum Sieg.

In der frühen Nacht war er schon bei Waldshut am Rhein. Er suchte das Häuschen eines Fischers auf, der dem Bundschuh angehörte, und dieser setzte ihn über den Fluß. Als der Fischer in der Finsternis den Kahn vom Land abstieß, riß ihn die Strömung wild an. In der Schweiz hatte es eine Regenzeit gegeben, und der Rhein führte Hochwasser. Der Fischer stemmte sich gegen die Strömung. Jof krallte sich an die Bank. Der Kahn fuhr ungestüm auf und ab. Da schoß ein Vogel aus der Nacht nieder und traf gegen Jossens Kopf, erhob sich und drang nochmals auf ihn ein. Jof schlug nach ihm, und der Vogel ging und ließ im Entschwinden ein seltsames und schreckhaft rasch sich entfernendes Trillern hören. Es war wie das Lied eines Geistes. Auf einmal erstand in Jossens Gedächtnis die gespenstige fremde Lichterscheinung in der Nacht, als er von der Versammlung auf der Hartmatte nach Lehen zurückkehrte.

„Der Raib ist jetzt jede Nacht auf dem Fluß“, schrie der Fischer durch den rauschenden Lärm.

„Was für einer ist's denn?“

„Ha nu, der Totenvogel!“

Joß schauerte ein wenig. Weshalb hatte ihn der Vogel an die Hartmatte erinnert?

*

Veltin und Michel waren nach Jossens Abschied den Bergweg hinan stumm weitergegangen.

Als sie oben waren, sprang Veltin unvermutet in den Sattel und rief Michel zornig zu:

„Ich kann dein Gefräß nicht mehr anschauen, du Galgenvieh!“

Das Pferd ging in einem großen Satz davon. Veltin bündelte im Reiten Michels Sack los und warf ihn auf die Straße.

In Michels Gemüt flutete eine schwarze Welle auf. „Ich weiß“, fluchte er hinter dem entsprungenen Pferd her, „gehst zur Els, du . . . du!“ Ihm war, als bläse der Gottseibeius Luft in seine Fersen, so übersegelte er gleichsam die schroffsten Pfade und war in der Dämmerung bereits an den Mauern der Benediktiner in Sankt Peter. Von hier hatte er nur noch vier Stunden bis Freiburg. Er hätte sie ausgehalten in der Kraft des Bösen, die ihm die Sinne füllte. Aber ihn schlug auf einmal ein Einfall: Morgen wird er sich der Els bemächtigen, wird sich eine Kammer in dem Wirtshaus geben lassen, das einsam

zwischen Littenweiler und Dorf Wiehre an dem Waldteich lag. Er wird der Els einen Boten schicken, sie in die Kammer locken . . . er wird kein Wort sagen . . . er wird sich gleichsam selber übertölpeln und es überhaupt nicht erst zu Zaudern und Bedenken kommen lassen.

Veltin war gleich abends in Freiburg in das Häuschen der Els gegangen und hatte sie über Jossens Botschaft unterrichtet. Nun hätte er auf Michel und mit ihm gemeinsam auf die sechshundert Knechte warten sollen. Aber er fand in der Früh eine Nachricht, das Fähnlein jener Reisbuben habe sich aufgelöst oder den Weg geändert. Es sei durch Straßburg gezogen, habe die Stadt auch wieder verlassen, seitdem aber sei es wie verschwunden.

Die ersten Stunden des Vormittags vergingen mit weiteren Erkundigungen, und als er zur Els kam, hörte er von ihr, ein ihr unbekannter Bote sei von jemandem da gewesen, der sie in Jossens Auftrag zur Entgegennahme dringlicher Aufträge sofort in das Waldwirthshaus vor Littenweiler rief.

„Wer mag dort sein?“ fragte Els.

„Du mußt halt gehn!“ antwortete Veltin nur.

„So geh ich!“ sagte die Els, an Gehorsam gewöhnt.

„Ich will dich heimlich begleiten, das kann nichts schaden.“

An einer Stelle, an der die Straße vom Wirthshaus aus noch nicht einzusehen war, schlug sich Veltin in den Wald. Er wußte, wer in dem Wirthshaus war. Ja, er ahnte etwas von den Absichten seines Feindes.

Die Els war geradeaus weitergegangen.

Michel hockte auf dem Bettrand in der Kammer, als sie eintrat. Er ging schroff an ihr vorbei und ließ hinter ihrem Rücken das Schloß einschnappen, und als er seine Absicht auszuführen begann, da überfiel eine beglückende Erscheinung die Els. Ihr war, als reise ein Nebel entzwei. Sie sagte nichts, sie schrie nicht um Hilfe, sie bat und bettelte nicht, sie wehrte den Händen nicht. Aber mit den ihrigen fuhr sie dem Mann, der auf sie eindrang, in Ruhe und Kraft, von oben bis unten über das Gesicht, mit acht gesunden, starken Fingernägeln, ratsch, mitten durch sein Gesicht. Erst sah sie bleiche Streifen erscheinen, während sie noch die Hände wie böse Tiere ihren Leib angreifen spürte. Dann begannen die Streifen rot zu tropfen, und dann war sie von den Händen frei.

Sie ging zur Thür, zog das Schloß auf. Beltin, der durch den Wald gekommen, stand schon draußen.

„Kann man hier den guten Herrn Michel mit dem Lotterholz vielleicht ans Herz drücken, den viellieben und artigen Freund?“ höhnte er und machte seine Stimme sahnen süß. Mit dem trat er auch schon ein und sah, was die Els mit dem Gesicht seines Feindes angestellt hatte.

„Nicht übel!“ machte er gegen Michel. „Ich versteh! Willst ein neues Bundeszeichen einführen. Gar nicht übel, was du gefunden hast: Die Knechte der Ehrbarkeiten werden erschrecken, wenn sie gegen eine Schar anrennen sollen, die desgleichen auch im Gesicht und nicht nur im Gewand rot zerhauen ist, daß man meint, die eine Hälfte

sei von den neuen Indiermenschen und die andre von den alten Weißen.“

Dann stellte er sich vor ihn hin und ließ eine triumphirend-höhnische Lache erschallen. Darauf sagte er verächtlich:

„Du Schafzipsel!“

Michel stieß ihn beiseite und ging hinaus, ohne ein Wort vorgebracht zu haben. Doch Veltin hatte Zeit gehabt, zu sehen, wie in seinen Augen unter einem plötzlichen Entschluß ein heimtückischer Schein aufglimmte.

„Das hast du gut gemacht, Els!“ sagte er. Sie hörten Michel die Treppe hinunterpoltern. Veltin ging ans Fenster. Er sah ihn, mit seinem Sack mit dem Lotterholz über den Rücken, davongehen. Als Michel einen Steinwurf weit vom Wirtshaus weg war, wandte er sich unvermittelt in den Wald. Da sagte Veltin der Els:

„Els, jetzt wird es ernst! Jetzt werde ich diese Sau stechen.“

„Du's!“ antwortete die Els.

„Und du?“

„Ich weiß jetzt alles!“

„Was wirst du tun?“

Auch in ihren Augen entdeckte Veltin ein neues Leben.

„Auch das weiß ich!“

Die Els ging nicht mehr in das Häuschen ihrer Schmach, ihres Opfers und ihrer Folter zurück. So wie sie war, im Kopftuch und dem einfachen Gewand, zog sie durch Freiburg durch, verließ die Stadt durch das

Lehener Thor und begann durch die Dörfer, in denen so viel Erinnerungen, so viel Erhebungen und so viel Enttäuschungen gesammelt waren, auf Dreifach zu zu machen.

*

Beltin hatte von der ersten Begegnung an gegen Michel ein Mißtrauen empfunden. Es war durch seinen Haß geschärft worden. An dem, was in der letzten Viertelstunde geschehen war, brach es in lichterlohen Flammen aus. Er läßt sich von der Gelegenheit treiben . . . überlegte er. Die Gelegenheit des gefährlich werdenden Abenteuers im Remstal hatte ihn an Josf geführt. Die nächste passender dünkende Gelegenheit wird ihn wieder von ihm führen. Er wird jetzt gehen und uns verraten, weil er kein anderes Mittel sieht, sich für das zu rächen, was ihm in der Kammer angetan worden ist, und er annimmt, durch den Verrat die eigene Haut zu retten. Wie und wo wird er es tun?

In Freiburg wahrscheinlich nicht, weil er rechnen mußte, daß Beltin ihm dort den Weg versperre. Also Badenweiler! Zum markgräflichen Vogt.

Er sprach mit dem Wirt.

„Wie weit ist Badenweiler?“

„Sieben Gehstunden über Staufen, der nächste Weg!“

Es war schon um Mittag. Michel käme nicht vor der Nacht hin. Nachts nach acht Uhr begehrt und bekommt man keinen Einlaß bei einer Obrigkeit. Michel wird

unterwegs übernachteten und am Vormittag nach Badenweiler weitergehen.

Veltin begab sich nach Freiburg zurück und holte das stark Pferd aus dem Stall. Er ritt gleich über die Wasler Straße nach Badenweiler, um von dem andern, der wohl den kürzeren Weg nahm, nicht gesehen zu werden. Morgen früh wird Veltin sich vor dem Ort verstecken und den Lumpen in Empfang nehmen. Und im Hinreiten sah er sich in immer neuen Bildern wollüstig auf den Höllenhuben losgehen, ihn hinstrecken und ihm im Angesicht der aufgehenden Sonne und der markgräflichen Residenzstadt das Zeichen der Feme mit dem eigenen Blut über das Gesicht ziehen.

Aber am nächsten Morgen wartete Veltin vergebens. Vom Kirchturm hallten acht, hallten neun Schläge. Es kam niemand. Da schoß es Veltin in den Kopf:

Er ist gleich zum Markgrafen selber nach Schloß Nöteln!

In der Wirtschaft, in der er das Pferd eingestellt hatte, erfuhr er, bis Rümplingen, wo der Weg nach Nöteln abging, seien es an drei Wegstunden. Ihn überfiel ein solcher Schrecken, daß der Wirt fragte:

„Seid Ihr krank geworden?“

Er antwortete nicht mehr. Er saß schon im Sattel, flog durch die Stalltür. Bauern, die in den Feldern arbeiteten, sahen ein überweltliches Pferd, weiß und groß, wie eine Wolke und in einen Sturm eingehüllt, in dem die Hufe auf dem Boden wie Blitze krachten, über die

Straße toben. Ein weißer, schwarz gestreifter Mantel flatterte waagrecht in der Luft nach, knallte und zischelte in der rasenden Schnelligkeit.

Beltin hatte erkannt, welche Unbesonnenheit er begangen hatte. Er hatte den Hund unterschätzt. Der war trotz der Entfernung bis Nöteln gegangen, weil er meinen mochte, Beltin vermute ihn in Badentweiler. Die Bosheit seines Vorhabens hatte ihm die Höllenkraft dazu gegeben, und vielleicht in dieser Stunde trat er vor den Fürsten und sagte alles, was niemand wissen durfte, was all ihr Werk zunichte machen würde, was Josf vielleicht den Kopf kostete. Beltin auch. Wurscht! Auf einen mehr oder weniger kam es nicht an. Aber daß das Höllenscheusal recht behalten sollte gegen ihn . . . gegen alle! Haßberauscht zog er den schweren, spitzen Dolch, und im Dahintosen des Schimmels schlug und stach er Todesdrohungen mit ihm in den Braus der Luft und brüllte: „Hölle und Himmel! Hölle und Himmel!“ aufgelöst in Eier und Brand, und klatschte dem Pferd den Dolch auf den Hals . . . „Schneller, schneller!“ brüllte er es an. Er richtete sich weit über den Kopf des Tieres vor, als sollte das Pferd seiner Ungeduld nachlaufen, bog sich wieder zurück, und mit dem Mund auf dem Hals des Rosses schrie er schmeichelnd und flehend in das Fell: „Schneller! Schneller!“ und biß hinein, daß das Tier die Flamme seines Reiters dichter spüren konnte, noch tiefer in seine Wirbel geriete und dahinflöge, als sei es von der Erde gelöst.

In Rümplingen hielt er schroff vor dem Wirtshaus an, sprang in die Stube.

„War einer mit einem Lotterholz hier?“ schrie er den Wirt an.

Der betrachtete ihn verblüfft.

„Rasch!“ brüllte Beltin.

Da sagte der Wirt bequem:

„Da steht noch sein leerer Krug. Wenn Euer Ross viermal so schnell ist wie ein Mensch, holt Ihr ihn vielleicht noch vor Schloß Röteln ein.“

„Hund!“ knurrte Beltin und war davon, sprang über das Geländer der Treppe in den Sattel, und das stark Pferd stürmte in den Bergweg, der nach dem Schloß führte. Beltin sah es oben liegen, eine ganze gepanzerte Stadt mit Zinnen, Wällen und Thürmen. Die Steine prallten unter den Hufen zurück. Die Zinnen der Schloßstadt tauchten in die Blut der Sonne, die über das Gebirge gestiegen war, wie in ein Blut aus Feuerlut.

Der Verfolgte stand am Thor. Die Zugbrücke war im Niedergehen. Ihre Ketten rasselten. Die Bohlen prallten auf, und es donnerte in der tiefen Höhlung des Eingangs, in der Kriegsknechte dem Eintretenden entgegenwarteten.

Beltin warf den schweren spitzen Dolch nach dem Rücken. Im letzten Augenblick drehte sich Michel um. Er sah eine gewalttätige Masse in Bewegung. Er sah einen blitzenden Strahl in der Luft und riß, ohne zu denken, den Saß mit dem Lotterholz vors Gesicht. Der Dolch

fuhr mit solcher Gewalt ins Holz, daß der Anprall den Mann hinwarf. Er sprang gleich unverseht wieder auf die Füße und lief ins Tor hinein.

Veltin heulte auf. Die Knechte drangen über die Brücke gegen ihn vor. Das stark Pferd drehte in der Luft und fuhr krachend wieder zurück und hinab, und Veltin schleuderte Flüche, Schmähungen, Zoten, Gebrüll und Geheul in die Luft, die ihn umbrauste.

Der Verräter wurde gleich vor den Vogt geführt.

Im Dorf stürzte Veltin in einem raschen Entschluß wieder in die Wirtschaft. Er trat hastig an den Wirt heran und machte das Zeichen „Das ist gut!“ unmittelbar in dessen Gesicht hinein. Seine Augen brannten in die des anderen, und der Wirt wiederholte das Zeichen sofort.

„Oh, Ihr gehört zu uns?“ machte er freudig.

„Ja! Rasch!“ schrie Veltin heiser. „Es eilt! Wir sind dem Markgrafen verraten! Berichtet gleich dem Vertrauensmann des Dorfs und schickt Eure Buben aus! Es soll überall aufs rascheste unter unsern Leuten verbreitet werden. . . Wirt!“ schrie er, „rasch, es geht um den Kopf! Um deinen, um meinen, um Jos Fritzens Kopf. . .!“

Und er saß schon wieder im Sattel und war davon.

Dräben über dem Rhein irgendwo war Jos Fritze. Wird Veltin ihn rechtzeitig finden? Bevor die Boten des Markgrafen nach Ensisheim oder Straßburg kämen und der österreichische Statthalter und die Räte des Bischofs Alarm in Elsaß schlugen. . .?

Veltin hegte das Pferd aus dem Dorf hinaus, einen

Beg zwischen Rebäckern durch, über Wiesen, durch Buschwerk, kam an den Jsteiner Klost und an den Rhein und hatte nicht ein einziges Mal rückwärts geschaut. Seine Ohren waren angefüllt mit dem mächtigen Jähzorn der Hufe des Pferds, die die Erde schlugen, aber es schien ihm, daß über diesem nahen Lärm andere Geräusche im Rücken ständen, und wenn sich sein Gehör nicht irrte, wären das die reitenden Knechte des Markgrafen, die ihn fangen wollten. Es kam auf jeden Blutschlag an, und so zögerte er auch nicht einen einzigen, das Pferd die steile Böschung hinab in den wild und hoch gehenden Rhein rutschen zu lassen. Um ihm zu helfen, schickte er sich an, sich weit zurück auf die Kruppe zu legen. Aber er kam nicht dazu. Es geschah etwas. Er erkannte nicht, was es war. Doch schien es ihm, er risse vom Pferd ab. Er lag auf einmal allein und tief im Wasser, das in mächtiger Strömung kreisend und wirbelnd ihn um sich selber herumwarf. Er stemmte sich gegen die reißenden Strudel, schwamm und tauchte, riß sich mit den Armen durch die Wasser, stieß sich mit den Beinen aus den Wirbeln . . . wurde getragen und geschlagen und griff mit Einsetzung aller Kraft seiner Muskeln in das wogende Geschiebe. Lange kämpfte er so, ohne zu einer genauen Erkenntnis seiner Lage zu kommen. Er wußte nur, daß er bis in die letzten Schlupfwinkel des Bluts von dem Willen besessen war, sich gegen das Wasser durchzusetzen.

In der Mitte wurde es ruhiger. Ihm schien jetzt, er treibe in rasender Fahrt den Strom hinab. Sein Hals

stand voll Wasser. Seine Ohren waren in einem fernen dumpfen Brausen geschlossen. Über seinen Augen hingen Schleier. Er schlug mit Armen und Beinen, und sein Hirn wandte eine ungeheuerliche Anstrengung an, bei Bewußtsein und Herr über Glieder und Muskeln zu bleiben, um sich gegen das andere Ufer durchzuarbeiten.

Von der Zeit, die dieser übermenschliche Kampf dauerte, hatte er keine Vorstellung. Aber einmal war ihm, es sei nun ruhiger um ihn. Seine Augen waren jetzt ganz blind von Wasser, nur ein Dunst, in dessen leuchtender Grelle ein unverständlicher Zauber ihm aufhängte. Er griff suchend vor sich hin, merkte plötzlich, daß seine Füße Boden bekamen, und eine Hand reichte an einen Stein, an den er sich anzog. Er kroch aus dem Wasser. Ihm war, als seien seine Glieder vermahlenes Mus. Ohnmächtig, sich zu erheben, ließ er sich liegen. Aus dem Kampf mit dem letzten Rest von Bewußtsein bligte eine Frage in den Drei seiner vergehenden Vorstellungen:

Wo ist das stark Pferd?

Es kam auch noch eine Antwort: Nie wirst du's wiedersehen! Es ist nicht mehr! Dann war auch er dahin.

*

Michel saß in dieser Zeit vor dem Vogt auf Schloß Röteln und öffnete die Schleusen seines furchtbaren Gedächtnisses. Er hatte eine lächelnde Handbewegung gegen die Foltermaschinen gemacht, die der Vogt gewohnheitsgemäß um ihn hatte aufstellen lassen.

„Herr Vogt“, sagte Michel. „Sie brauchen sie höchstens in Betrieb zu setzen, um mir den Mund zu stopfen, wenn Ihnen unter meinen Memorias das Papier ausgeht und alle Gänse der Markgrafschaft um ihre Federn gebracht sein werden.“

„Wir wollen sehn“, antwortete der Verhörende. Dann geriet er allerdings bald in ein großes Staunen.

Michel fing mit Beltin an. Das war in Ordnung. Der hatte ihn hergebracht. Jos kam erst an zweiter Stelle, und hinter diesen beiden sprudelte er immer wieder neue Namen und Umstände heraus und konnte angeben, welchen Rang jeder in der Bewegung einnahm, wo er sich aufhielt, zu was er benutzt wurde, welche Ortschaften sich besonders hervortaten, was im einzelnen die Pläne der nächsten Tage waren . . .

Ja, nun staunte man auf Nöteln und tat dies nicht einmal so sehr über das Gedächtnis dieses Mannes und daß er sich zum Verrat seiner Kameraden freiwillig gemeldet hatte, als über die Ausdehnung, die die Bewegung hatte nehmen können, ohne daß mehr als unbestimmbare Gerüchte zu den Ohren der Obrigkeit durchgedrungen waren. Denn auch über die Aussagen des Bauern von Lehen war eine gewisse Unsicherheit entstanden, ob sie zuverlässig oder nicht nur der Versuch eines Wichtigtuers seien, so daß man sie in der letzten Zeit kaum mehr beachtet hatte . . . Die gute Stadt des Kaisers wird staunen, wenn sie das lesen wird, was der Vogt hier zu hören bekommt.

Die Bauern selber waren in diesem Bundschuh nur mehr die Rohmasse. Die Mechanik der Revolution lag in den Händen von fahrenden Leuten, Bettlern, Gauklern, Muslkanten . . . das fand man genial auf Schloß Röteln, und das war natürlich auch die Ursache, weshalb, trotz der Ausdehnung, der Umtrieb und die Nähe des Ausbruchs sich alles so unbeobachtet hatte bilden können. Da hatte man gegen die Bauern Erlasse ausgegeben und unterhielt einige Fährlein von Spionen gegen sie. Denn wer denkt daran, daß ein Bettler Sachwalter der Bauern und zu anderen Zwecken von Ort zu Ort unterwegs sein könnte, als um zu betteln!

Michel nannte über dreihundert Namen von Beteiligten und an die hundert Ortschaften. Die Verhöre dauerten allein zwei Tage, und es stellte sich wirklich ein, daß das Schreibmaterial ausging. Am Morgen des zweiten Tags sandte man nur eine eilige vorläufige Mitteilung nach Hochberg und über dieses nach Freiburg; bloß die hauptsächlichsten Mitglieder des Bundschuhs wurden genannt: Josß Frig, Beltin, Nebenkönig sowie ein paar Bettler, die den Auftrag hatten, Pfarrhäuser in Brand zu stecken. Am Abend des dritten Tages war die erste, alle Aussagen zusammenfassende Reinschrift fertig. Es war der 6. September, und am 8. sollte es bereits in Zabern losgehen. Schreiber saßen die Nacht durch dabei, Abschriften für den Bischof in Straßburg und die österreichische Regierung in Enßsheim herzustellen.

Der Vogt ließ Michel noch einmal kommen. Er hatte

die Hauptschrift, die von den Zeugen gegengezeichnet war, auf dem Tisch und legte die Hand darauf, indem er sagte:

„Ich danke dir für dieses im Namen meines gnädigen Herrn. Du hast in der That mit deinem seltsamen und ans Wunderbare grenzenden Gedächtnis uns und den Ehrbarkeiten sehr gedient und kannst dich auf eine entsprechende Belohnung gefaßt machen.“

Michel machte eine eitle Bewegung der Genugthuung.

„Sag mal“, fuhr der Herr freundlich fort, „da hat vor einem Monat ein Bauer aus Lehen in Freiburg ausgesagt, jemand vom Bundschuh habe ihm vier Dukaten versprochen, wenn er die Stadt in Brand steckte. Du weißt doch alles. Diese Kleinigkeit wird dir in dem Haufen der Dinge, die du zu berichten hattest, entfallen sein. Was war es damit?“

Michel klopfte sich schmunzelnd an die Brust.

„Das war ich!“

„Du warst es, der ihm die vier Dukaten versprochen hat?“

„Ja, ich!“

Auf einmal änderte der Vogt den Ton:

„Das ist gut, mein Junge. Es wäre schade gewesen, wenn wir so einem Schweinehund seinen Kopf hätten lassen müssen. Diese Geschichte kostet dich ihn.“

Michel stammelte erschrocken:

„Herr Vogt, Sie haben mir doch Straflosigkeit versprochen!“

„Für alles, was du zu Protokoll gibst. Hier liegt das

Protokoll abgeschlossen. Die Geschichte mit den vier Dukaten ist eine kleine Privatmitteilung an mich. Eine Freude sollen deine Kameraden doch auch von deinem Gedächtnis haben: zu wissen, daß der Kopf ihres Veräters schon in der Grube liegt, die sie erwartet."

Da begann Michel zu heben. Er wollte sich auf die Knie werfen. Aber er sah in den Augen des Vogts, daß es vergeblich sei, daß diese Falle bewußt und von Anfang an für ihn versteckt worden war. Er raffte sich zusammen. Ach was, ob man tot oder lebendig dem Teufel gehörte!

Dann sagte er höhrend:

"So vererb ich dem Herrn Vogt mein Lotterholz!"

"Was soll ich damit?" fragte der, mißtrauisch über die plötzliche Wandlung.

"Zeitnehmens hab ich mein Brot verdient, indem ich mit ihm hinterlistig die Leute beschwachte und betrog. Ich sehe, der Herr Vogt hat auch Begabung dazu."

Der Vogt schlug ihm die Reitpeitsche übers Gesicht und ging hinaus.

*

Die Els hatte in der Mittagsstunde Veltin und das Wirtshaus bei Littenweiler verlassen und war vor Breisach angekommen, als es schon Nacht und das Tor geschlossen war. Sie hatte kein Geld und wäre nicht imstand gewesen, die Fähre über den Rhein zu bezahlen. Sie mußte morgen eine Gelegenheit abwarten, die sie umsonst mitnähme. In einem Weingarten suchte sie sich ein

Lager. Es war eine laue Septembernacht, in der Mond und Wolken flogen und den Umriß der hohen Stadt so burgenstark in die Luft zeichneten, wie der Eis ihr Herz sich aus der Vereinsamung, in der es gelegen, in gesegnete Zukunft erhob.

Morgen oder übermorgen oder in drei Tagen wird sie drüben im Elsaß bei Josß sein. Die Zeit war keine Frage mehr. Aber der Böse war aus ihr hinausgeworfen. Sie hatte an dem Erlebnis mit Michel ihre Kräfte wieder gespürt, war frei und wieder sie selber geworden.

Belkin hatte sie über Jossens Pläne unterrichtet. Sie hatte zwei Namen von Dörfern behalten: Mittelbergheim und Zabern. Nach beiden käme er, und sie wollte sich durchfragen. Von der Entfernung hatte sie keine Vorstellung, aber sie meinte, es könnte nicht so nah am Rhein und bei Freiburg sein. Denn Josß war ja kürzlich schon dort gewesen, und sie hatte ihn immer nur in einer ganz seltsamen Ferne von sich gespürt.

Es überraschte sie, bald schon, als sie über dem Rhein drüben war, daß die Leute ihr alle antworten konnten, wenn sie nach Bergheim fragte. Als es zum Mittag läutete, war sie in einem Dorf, und ein Mann, den sie anhielt, sagte ihr, dies Dorf sei Mittelbergheim. Sie fand bald Krumpeters Wirtschaft, setzte sich hinein und wartete. Nach einer Weile kam der Wirt.

„Grüß Gott“, sagte er freundlich, und als er sie näher betrachtete: „Herkules, Ihr seid ein sauberes Fraule! Was wünscht Ihr zu trinken?“

„Ich kann nir zu trinken noch zu essen wünschen, da ich kein Geld hab, es zu zahlen“, antwortete die Els, „und ich bin auch nit deretwege hergangen, sondern ich möcht auf einen warten, der herkommt.“

„'s ist recht! Und wann kommt er?“

„Das weiß ich nit! Und deshalb möcht ich freundlichst bitten, mich gegen Kost und ein Lager als Magd zu behalzen, bis er kommt.“

Der Wirt mußte lachen, weil sie das so artig vorbrachte. Und es sei gewiß seinem Weib auch recht, eine so kräftige Helferin zu haben, da es in den nächsten Tagen viel zu tun gebe, weil eine große Versammlung herkäme.

„Ich weiß“, antwortete die Els still, „der Josz Fritz kommt.“

„Hoi!“ machte der Wirt erstaunt. Er wollte weiterfragen, unterließ es aber unter dem Einfluß einer unklar bleibenden Empfindung und führte die Els in die Küche zu seiner Frau. Die Els packte gleich rüstig mit an.

„Wo hast das Mädchen her?“ fragte am Abend die Wirtin ihren Mann. „Eine so tüchtige Magd hab ich noch nie gehabt. Und schwätzen tut sie kein Wort.“

„Sie ist von der Straße reingetreten. Mehr weiß ich auch nit!“

Die Els ging früh schlafen, und als die Wirtin mit Tagesanbruch in die Küche kam, brannte schon das Feuer im Herd.

„Bist ein fleißiges Mädchen!“ sagte sie lobend der Els.

Und diese antwortete: „Ich tu nur meine Pflicht! Habt Ihr etwas andres erwartet?“

„Wohl, wohl, ich glaub, wir kämen gut miteinander aus.“

„Ich kann nit lang bleiben.“

„Und warum nit? Gefällt dir's hier nit?“

„Das wohl. 's ist etwas andres. Ich wart auf einen!“

„Laß ihn laufen. Hast's besser bei mir. Kein Mann taugt was.“

„Der wohl“, antwortete die Els nur fromm.

Sie arbeitete drei Tage in dieser Küche und wartete auf Jos, und als sie am dritten Nachmittag beim Spülstein am Fenster stand und Löpfe scheuerte, sah sie einen Trupp Männer von hinten durch den Obstgarten herankommen. Aber sie schaute weiter nicht auf und fuhr in ihrer Arbeit fort.

Die Männer traten hastig auf das Haus zu. Als sie noch einige Schritte von der hinteren Tür entfernt waren, blieb auf einmal einer stehen, als sei er von einer unsichtbaren Hand angenagelt worden. Er starrte in das offene Küchenfenster, und vermochte nichts anderes zu tun als hilflos zu kichern. Dann erhob er die Hand und machte durch die Luft lieblosende Streichelbewegungen gegen die arbeitende Magd.

Die Els schaute auf. Der Topf fiel ihr aus der Hand. Ihr Mund machte leise: „Jos! Jos!“ Immer wieder: „Jos! Jos!“ . . . wie in einem Traum, bis die Tränen schwer und angstvoll aus den Augen brachen.

Josef kam in die Küche und nahm sie in die Arme.

„Ich hab mir gleich so etwas gedacht!“ sagte der Wirt, als er zur Tür hereinschaute. Er machte achtungsvoll das Zeichen des Bundes und zog die Tür wieder in die Schnalle. Draußen lächelte er vor sich hin. „Freilich, freilich“, murmelte er, „ein sauberes Weible hat der Hauptmann . . . bei Gott, wirklich hab ich mir so etwas gedacht, wie ich sie da sitzen sah . . . so artig und so sauber!“

Und er stellte sich an der Tür auf, Wächter des ersten Wiedersehens zwischen Josef und seiner Els.

Drinne schaute der Josef der Els in die von Tränen flimmernden Augen, und lange Zeit fanden sie Genüge an dem stummen Sichsuchen in ihren Blicken.

„Vier Jahre, Josef . . .“ sagte auf einmal die Els.

Er meinte:

„Ich hab's gut gehabt, Els. Ich hab meine Arbeit gehabt!“

„Josef!“ flüsterte sie.

„Ja, Els“, fuhr Josef fort . . . „ich hab mein Blut spüren dürfen. Weiß es!“

Durch Els irrlichterte eine Frage: Weiß er auch von dem, was ich erduldet . . .? Sie wischte hastig mit der Hand über die Stirn, hinter der die Bilder aufziehen wollten.

„Ja, ja, tu's wegwischen“, begütigte Josef. Und dann preßte er sie noch mal an sich und sagte ihr leise, nahe über den von Tränen glösenden Augen:

„Wo du, Gute, deinen Lohn für diese Zeit zu empfangen hast, da wird er himmlisch ausfallen.“

„Bist wiederum bei mir“, sagte die Els nur sanft und fromm, mitten aus den Tränen heraus. Denn sie mochte nicht aufhören mit Weinen. Es ging eine selige Flut in ihr.

Bis Josß sagte: „Wein nimmer, meine gute Els! Ich bitt dich! Verweichst mir das Herz.“

Sie nahm verschämt seine Hand.

„Sollst es stark halten, Josß!“

Und ihre Augen waren trocken und lächelten ihm mit ten ins Herz hinein.

*

Es war eine Bühne, auf die sich Weltin noch hatte hinaufziehen können, bevor ihm der Wille brach und sein von der furchtbaren Anstrengung erschöpfter Körper sich hatte aufgeben müssen. Im Verlauf des Morgens fanden ihn Fischer, die in dem ruhigen Wasser zwischen den Bühnen Körbe ausgelegt hatten. Sie trugen ihn in eine Hütte, die sie in der Nähe hatten, und betteten ihn auf Streu. Erst meinten sie, er sei tot. Aber dann stellten sie fest, daß in ihm noch ein schwacher Puls ging. Sie deckten ihn mit Säcken und Rehen zu, gingen und kamen später zurück. Aber er hatte das Bewußtsein noch immer nicht wieder erlangt. Abends holten sie den Pfarrherrn. Der wußte besser Bescheid als sie, und wenn er die Nacht vielleicht nicht überleben würde, so stürbe er wenigstens mit den heiligen Sakramenten.

Der Geistliche untersuchte ihn erst. Dann sagte er schließlich:

„Ich mein, er ist nur erschöpft. Er ist wohl herübergeschwommen.“

„Ist dem Markgrafen drüben wohl entronnen“, vermutete einer.

„Und nicht einmal der Rhein hat ihn gekriegt!“ lachte ein anderer.

„Was sollen wir mit ihm tun, Pfarrherr?“

„Mir dünkt das best, ihr laßt ihn liegen. Zum Dorf ist es weit, und es könnte ihm höchstens schaden, wenn ihr ihn ohne Bahre hintragen würdet. Er liegt gut. Wir decken ihn ordentlich zu!“

Das taten sie und gingen.

Als die Dämmerung da war, kam noch einmal einer nach ihm schauen. Der beugte sich über ihn und meinte, er höre ihn fühlbarer atmen. Beltin empfand die Nähe eines Menschen, doch war er noch zu schwach, die Augen zu öffnen. Er versuchte etwas zu flüstern. Der Fischer neigte sein Ohr tief bis über seinen Mund. „Sag's!“ forderte er ihn auf, weil er nicht verstanden hatte. Beltin strengte sich an.

„Das stark Pferd!“ hörte jetzt der Fischer.

Er ist vom Fieber befallen! meinte er, paßte noch eine Weile auf. Aber der Schläfer rührte sich nicht mehr. Bald entfernte sich der Fischer wieder.

Beltin erwachte vollends erst in der nächsten Nacht. Er kroch aus der Streu in der Hütte und wußte lange keinen

Zusammenhang. Ganz allmählich erinnerte er sich an seinen Sturz in den Rhein, an seinen furchtbaren und vergeblichen Kampf mit dem Wasser und daß er sich auf einen Stein heraufgezogen hatte. Wo war das stark Pferd? Wie war er in diese Hütte gekommen? Und dann wie ein Blitz schlug die Erinnerung an Röteln ein, an seinen Ritt hinter Michel her, an den Dolch, den er nach ihm geworfen und der ins Holz statt in den Kopf flog, und wie der Verräter im Schuß der Knechte ins Tor hineinging, Beltin selber flüchten mußte — und daß der Bundschuh verraten war . . .

Er riß sich hoch und begann vom Rhein ins Land zu eilen. Er mußte Fuß rechtzeitig finden!

Seine Knie waren so weich und seine Fersen schmerzten. Nach einer Weile konnte er kaum mehr gehen und mußte sich hinsetzen und austrastend neue Kräfte sammeln. Manchmal ergriff ihn im Gehen unvermutet ein schwarzer Wirbel, der ihn in den Erdboden hineinbohren wollte . . . Der Tag brach an. Er hörte eine Turmuhr schlagen, aber das Nachzählen verwirrte sich ihm, und da war auf einmal noch eine andere Sorge da. Wie lang war es her, daß er von Röteln fortgeritten und vom Pferd ab und in den Rhein gestürzt war? . . . Jetzt dünkte ihn, seine Fahrt durch das Wasser müsse einen ganzen Tag gedauert haben. War er nun gestern auf Röteln gewesen, oder war es schon vorgestern? Die Zeitbegriffe gingen durcheinander, und . . . Gott, Gott! wenn es wirklich vorgestern gewesen, wenn so viel Zeit vergangen wäre . . . konnte er dann noch vor

den Knechten des Bischofs von Straßburg Jos erreichen und die Buntschuhler im Elsaß warnen? Jos wollte am Sonntag in Zabern sein und zwei Tage vorher in Bergheim übernachten. Zwei Tage vorher, das war Freitag. Es war Mittwoch gewesen, als das vor dem Tor in Röteln geschah. Was ist heute? Heute? Sind die Boten des Markgrafen schon in Ensisheim und Straßburg? Sind die Herren im Elsaß schon alarmiert? Wird er nicht am nächsten Durchgang Kriegsknechte finden, die ihn fangen? Seine Waffe ist fort. Er kann sich nicht wehren. Er kann nicht einmal laufen. Er darf sich nicht verdächtig machen und fragen, was für ein Tag heute ist . . .

Er schleppt sich weiter. Er beißt auf die Lippen, wenn die Beine Schwierigkeiten zu machen beginnen, und wenn er, von einer neuen Flut von Erschöpfung hingerafft, sich auf den Boden wirft, schreit er weinend auf vor Verzweiflung.

Er kennt sich auch in der Gegend nicht aus. Er hat eine Stadt umgangen . . . vor Stunden. Er sieht eine andere mit einem Schloß und fragt einen Bauern:

„Was ist's für eine Stadt?“

„Jo, sell is doch Ensisheim!“

Es riß ihm einen Schnitt durch die Weichen. Er war im Begriff, dem Untier ins Maul zu laufen. In einem großen Bogen entrennt er ihm. Es ist wieder Nacht, und er wirft sich unter Nebstöße. Er erwacht und sieht schon den Schein des Tages. Er ist gerädert von dem harten Liegen auf steinigem Boden, aber sieh, seine Beine scheinen

wieder in Ordnung zu sein. Er bricht sich grüne Äpfel, gegen den leeren Magen, und beginnt zu laufen. Er kann laufen . . . Gott, Gott! Er kann wieder laufen . . .

*

„ . . . Und weißt, gute Els“, fängt Josß in der ersten Nacht auf dem Lager in der Kammer von Krumpeters Wirtshaus immer wieder mit Berichten und Erzählen an . . . Sie weiß jetzt, wie alles laufen soll . . . Daß morgen in Zabern unter dem Schutz der Kirchweih das erste Treffen ist und an Sankt-Michels-Tag auf dem Kniebis das der Bauern im Schwarzwald . . .

„Und dazwischen“, sagt Josß, „geh ich nach Einsiedeln, um von der guten Heiligen Frau das Fähnlein zurück zu bitten . . . Einmal nachts in Freiburg ist mir Gott im Turm des Münsters erschienen, glaub ich. Ich hab's dir damals erzählen wollen, wie ich heimkam. Aber ich fand doch die Worte nicht. Und das Fähnlein soll dann am Turm ausgehängt werden, wenn wir mit unsern Scharen aus dem Elsaß, dem Breisgau und dem Schwarzwald dort zusammenkommen . . . Horch!“ unterbrach er sich auf einmal.

Sie lauschten in die Finsternis. Ja, es klopfte wer drunten an einem Fensterladen oder einer Tür. Josß ging ans Fenster, schob es auf und streckte den Kopf hinaus.

„Was willst?“ rief er.

„Josß!“ schrie es herauf . . . eine Stimme, wohl bekannt, doch in Verzweiflung und Not.

„Veltin?! Veltin?! Was bringst?“

„Wir sind verraten!“

Joß sank betäubt gegen den Fensterladen. Er hörte nichts mehr.

Die Els stand neben ihm und stützte ihn. „Joß! Joß!“ bettelte sie. Tonlos flüsterte er:

„Das war der Totenvogel bei Waldshut!“

Der Wirt war nun auch aufgewacht und ließ Veltin herein. Der erzählte in fahrigter Hast.

Joß saß dabei, wie einer, der auf einer Folter hocken muß. Ja, während er den Berichten Veltins das Ohr lieh, gingen in seinen Vorstellungen tausend Martereien vor. Sie schienen keinen Sinn zu haben, keine Richtung. Aber ihr Wesen war da, ging nicht und füllte Joßens Gemüt mit einer wilden Finsternis an, in der er vergeblich den Ausweg suchte.

Aber da hörte er Veltin erzählen: daß der von Dinkelsbühl, der Mensch, in den er sein besonderes Vertrauen gesetzt, und den er überall mitten hineingestellt hatte . . . daß gerade der ihn verraten hatte. Und da spürte er den Griff einer gewaltsam ordnenden Hand in dem verzürmten Umtrieb seines Innern. Eine geheime Kraft trug unvermittelt ein fast über sinnliches Schauen in ihn, und es ward ihm ein Erkennen, bis zu dem die Beseffenheit seines Willens ihn nie hatte durchgelangen lassen:

Es war nicht der Verräter, an dem nun abermals und zum drittenmal sein Werk fiel. Es fiel an ihm, an Joß selber. In seinem geistigen Auge sah er, wie Gott Moses

auf den Berg Nebo geleitet und, mit der Hand hinabdeutend, diesem das Land Gilead zeigte bis gegen Dan, und das ganze Naphtali und das Land Ephraim und Manasse und das ganze Land Juda bis ans äußerste Meer. Und gegen Mittag Jericho, die Palmenstadt, bis gegen Zoar. Und der Herr sprach zu ihm: „Dies ist das Land, das ich Abraham, Isaak und Jakob geschworen habe. Ich will es deinem Samen geben. Du hast es mit den Augen erschaut. Aber du sollst nicht hinübergehn!“ . . . So sah Josf in dieser Erzählung der Heiligen Schrift und dem Lebenslauf des Moses das Gleichnis dessen, was ihm von Gott für den eigenen Lebenslauf zgedacht worden war und nun Wahrheit wurde. Auch er, wie Moses, war nur berufen worden, dem Volk das gelobte Land zu zeigen und den göttlichen Zuschwur zu empfangen, daß dereinst das Volk es beschreiten dürfte . . .

Diesem großen Gesicht war Josf noch ergeben, als Beltin seinen Bericht beendet hatte, und Josf zu beschwören begann, noch in derselben Stunde zu entfliehen. Denn sonst fingen sie ihn und töteten ihn.

„Sollen sie!“ sagte Josf. „Mein Lauf ist aus. Meine Saat ist gesät. Sie wird aufgehn. Mich können sie töten. Den Bundschuh kann keiner mehr töten!“

Und als er dann noch vom stark Pferd berichtet bekam und Beltin die Vermutung äußerte, wohl der Rhein habe es ins Grab gelegt, sagte Josf unter einem fernen, wehmutsvollen Leuchten seiner Augen:

„Schöner würd ich uns den Tod auch nicht wünschen

können, gute Els: mitten aus der Erfüllung des Rufs heraus in den Herrn aufgenommen zu werden!"

Welfin war ein leidenschaftlicher Mensch, im Guten und im Bösen. Er war von seinen Irrfahrten und Abenteuern verwahrlost zu Josf gestoßen, aber an der Berührung mit dessen Wesen waren die Wildtriebe allmählich zurückgestorben, und nun gehörte er Josf in einer Leidenschaft an, der er bis zur Todesverachtung ergeben war. Er wollte auch nicht einmal die Trümmer der Bewegung aus der Hand lassen, wenn Josf sagte: „Der Bundschuh ist nicht tot!“ Es trieb ihn, den Leuten, die an den Bundschuh geglaubt hatten, dies zu sagen. So weigerte er sich, mitzuziehen.

Er wollte Jossens Botschaft nach dem Breisgau, der badischen Mark und dem Schwarzwald bringen. Er zog sein schwarzes, mit weißer Seide unterfüttertes Gewand aus. Das Wasser und die Nächte auf der nackten Erde hatten es böß mitgenommen. Der weiße Mantel mit den schwarzen Samtstreifen war zusammen mit dem stark Pferd im Rhein geblieben. Krumpeter gab ihm ein unscheinbares Fuhrknechtsgewand.

Josf und die Els, trotz aller Beschwörungen, blieben, bis er ging, und machten mit ihm ab, daß sie im Schweizer Jura, in dem Flecken Seewen, auf ihn warten wollten. Es war derselbe Ort, in dem Josf vor vier Jahren, auch im Herbst, nachdem der Bundschuh von Lehen verraten worden war, mit Jakob Hauser und Augustin Enderlin zusammen den Hieronimus aus Tirol getroffen hatten

und von wo Josß dann in die entsetzliche Zeit der Prüfung aufgebrochen war.

Josß und Beltin tranken in der Wirtsstube einen letzten Krug, sie beide allein. Die Els und die Hausinsassen warteten bang in der Küche den furchtbaren Abschied ab.

Als der Krug leer war, umarmte Josß den Beltin und sagte still: „Beltin, mein Bruder!“ Und er küßte ihn auf beide Wangen, er, der Bauer, den Abenteuerer!

Beltin verließ das Dorf nach Osten, Josß und die Els nach Westen, und als sie schon ein Stück vom Wirtshaus weg waren und noch einmal rückwärts schauten, um Beltin und dem Wirt und der Familie ein letztes Mal zu winken, kam eine Kavalkade von drei Reitern in verzehängtem Galopp dahergesprengt und raste an ihnen vorbei die Straße nach Zabern hinaus.

Es waren Reiter des Bischofs von Straßburg, und sie brachten ihrem Herrn, der zur Zeit in Zabern residierte, die Abschrift des Protokolls mit den Aussagen Michels, die endlich in Nöteln fertiggestellt und nach Straßburg geleitet worden war.

Sie kamen zu spät.

Josß zog mit der Els geradeaus in die Vogesen hinein, in deren Berstecken er sich von der Flüchtlingszeit nach dem Verrat des Bundschuhs im Buhrain auskannte. Sie erreichten Thann und von dort die Schweiz . . . Sie warteten in Seewen lang und vergeblich auf Beltin. Man hat nie mehr etwas von ihm gehört. Kein Akt bewahrt den Ablauf seines Schicksals auf.

Aber die entschlossene Tatkraft, in der er auf der Flucht von Röteln dem Wirt die raschen Weisungen zurief, während er schon die Hufe der Pferde des Markgrafen sich nähern hörte, wirkte sich jetzt aus, wo die Zeit kam, in der alle Obrigkeiten nach Bundschuhern zu fahnden begannen . . . sie hatte Hunderte von Bundschuhern gerettet. Denn der Wirt in Rümplingen war gleich Beltins Weisung gefolgt, hatte die Leute auf die Beine gebracht, und noch bevor Michel droben vor dem Vogt stand, eilten schon die raschen Boten in die nächsten Dörfer. Ein Dorf gab es ans andere weiter. Es ging über die Markgrafschaft, den Breisgau, den Schwarzwald in drei Tagen bis an den Bodensee . . . wieder wie in einem schnellen geheimen Weben, das sich mit der Bewegung von hastigen Wellen um einen ins Wasser gefallenem Stein weiterspann. Nur im Elsaß, wohin die Boten des Markgrafen zuerst kamen, wurden ein paar Verdächtige festgenommen. Aber außer dem Verräter im Schloß Röteln wurde niemandem der Kopf zwischen den Beinen mit in die Grube gegeben.

*

Als Beltin immer wieder nicht kam und auch keine Nachricht von sich schickte, verließ Jos mit der Els See: wen . . . und die Geschichte. Er trat aus ohne Hader mit sich noch mit Gott. Wie lange hatte es gedauert, bis die Menschen die göttliche Gerechtigkeit unter ihresgleichen zerstört hatten? Weshalb sollte er meinen dürfen, in

einen einzigen Lebensablauf seien so viele Kräfte und Zeit gelegt, sie wiedererrichten zu können? Das Gesetz gab sich ihm zu erkennen, das in der Natur vorgeschrieben lag: daß Saatgut und Ernte, Frühjahr und Herbst nicht in einem liegen konnten.

War es nicht selbiges Genügen, zu wissen, daß ihn Gott zu einem Samenorn auserwählt, wo er dazu das Wort erfüllt hatte, das in einem der Briefe des Paulus an Timotheus aufgeschrieben stand:

„Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Glauben behalten.“

Er zog mit seiner Elz nach der Ostschweiz. Man weiß es nicht genau. Man kann annehmen, daß er oben in den Bergen um Sankt Gallen, in der Nähe vielleicht, wo er seine Freundschaft mit dem Mal gehabt hatte, ein kleines Bauernwesen gründete. Vielleicht sah er von der Steinschwelle an der Haustür über dem Bodensee nachts das Schwäbische Land brennen, als seine Saat in der ganzen Breite des Ackers aufging und 1525 die großen Bauernkriege die Eingeweide der deutschen Landschaften bis über den Main zu zerreißen begannen.

In dieses Jahr fällt das letzte leibliche Erscheinen von ihm. Denn wenn sein Herz sich auch beschied und fügte, Ruhe gab es nicht. Als die Kunde kam, daß der Schwarzwald aufstand, daß der Arm Mann die Burgen seines Adels dort und im Hegau in Brand setzte, war er auf einmal da. Er wurde in Hegau gesehen. Seine Gestalt war jetzt hager und durchwettert, doch gesund und sehnig.

Sein Bart umfaßte wieder das ganze Gesicht und war dicht und grau. Nur die Augenbrauen waren unverfärbt geblieben, und in den schweren Gewölben unter ihnen saßen Augen, die einen selbstverlorenen Schein hatten, wie bei Leuten, die viel in einen Gedanken hineinblicken.

Als er die Burgen brennen sah, sagte er:

„So brauche ich also doch nicht zu sterben, ohne den Sieg des Bundschuhs gesehen zu haben.“

Wo er aber dann gestorben ist oder wann, weiß kein Mensch. Es ist, als sei er in dem Föhn mit aufgelöst worden, den er aus seiner Brust entlassen hatte. Er ist auf seinem Berg Nebo, von dem aus er den Schwarzwald, den Hegau und das Schwäbische Land sah, in die Luft, in den Erdboden, in die Menschen und die Zeiten eingegangen, in deren Boden er sein Saatgut gestreut hatte.

